Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 15 — **Marburg i. H., den 11. April** — **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Zum Gedächtnis an Friedrich von Sallet. 1. Es ist vollbracht — Ein neues Herz und neue Augen — Was ist Offenbarung Gottes in den Büchern der Bibel? Fortsetzung — Von einer neuen positiven Dogmatik (Schlatter). Erstes Stück — Eine Bitte an die Eisenacher Konferenz — Johannes V. Jensen — Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes (Philippson) — Verschiedenes: Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Anderes (Troeltsch); Luther und Kant (Katzer); Idee und Persönlichkeit in der Kirchengeschichte (Köhler); Ideen zur Kulturphilosophie (Herder); Schiller und Nietzsche (Gaede); Nietzsches Briefe (Oehler); Giordano Bruno, Goethe und das Christusproblem (Bleek); Friederike Brion (Metz); Charlotte von Stein (Bode); Charlotte von Kalb (Boy-Ed); Die Gott suchen (Knodt); Entstehung und Entwicklung der Kirchenverfassung (Harnack); Staatslexikon (Bachem); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Zum Gedächtnis an Friedrich von Sallet

geboren 20. April 1812

1

Es ist vollbracht

Aus dem „Laien-Evangelium" (Leipzig 1842)

Des Todes Schatten kam. „Es ist vollbracht!"
So rief er, neigete das Haupt und starb. —
Der Ungeist, der dich ganz uns schal gemacht,
Wars, der uns auch dein letztes Wort verdarb.

Es ist vollbracht — bequem wards überletzt
In „Gott sei Dank, ich überstand die Qual".
Das Wort taugt jedem faulen Frömmler jetzt,
Der weichlich winselt „hier im Jammertal".

Du Heuchler! So du, nur auf dich bedacht,
Dein liebes Seelchen dort zu schmuggeln ein,
Auf wunden Knien lagst, halt du nichts vollbracht.
Des Herrn Wort nicht erfrech dich zu entweihn!

Der niederwarf und aufhob eine Welt,
Der vor dem Volk kein einzig Wort verlor,
Das nicht der fernsten Zeiten Nacht erhellt,
Ein ewig flammend Segensmeteor,

Der keck sein Zeichen in den Himmel schrieb,
Auf das Geschlechter um Geschlechter schaun,
Durch seinen Bann zu bändigen den Trieb
Des Bösen und in Gott sich zu erbaun,

Der sich, ein zukunftschwangres Weizenkorn,
Dem frühen Grab geweiht bewußt und frei,
Auf daß in seines Todesschmerzens Born
Sich badend alle Menschheit göttlich sei, —

Der durfte rufen laut: „Es ist vollbracht!"
Sein ganzes Leben, um des Geistes Hort
Wars eine rasche, heiße Siegerschlacht
Und eine Völkerzukunft jedes Wort.

Doch du (wie du dich selber heißelt) Wurm
Stöhnst nach das Heldenwort mit Feiglingssinn?
Tus: in des Geistes ewgem Tatensturm
Stirbt ungehört dein kleines Prahlen hin.

O selig, wer den Samen treu gestreut
Und schimmern sieht im Geist der Ernte Pracht!
Dürft ich wie er einst rufen siegerfreut,
Und wär es auch vom Kreuz: „Es ist vollbracht!"

Ein neues Herz und neue Augen

Ostern ist wieder da. Osterzeit war einst die Freudenzeit der Christenheit. Heute aber herrscht in unserer Kirche über kein Stück christlicher Ueberlieferung mehr Streit als über die Ostergeschichte. Wir aber wollen heute nichts hören von Streit und Zank, von Zweifel und Kritik. Wir fühlen, daß wir den großen Ostergedanken: „Jesus lebt, mit ihm auch ich", nicht entbehren können. Wir würden das Leben, wie es um uns liegt, voll Sünde und Leid, voll Mühe und Sorge, voll geknickter Blüten und zertretener Früchte — nirgend etwas Vollkommenes: kein vollkommenes Glück, keine vollendete Tat, keine ganz reife Persönlichkeit — wir würden dies Leben nicht mit sehenden Augen durchwandern können ohne eine lebendige ewige Hoffnung. Nur mit dem sicheren Schatz im Herzen können wir des Lebens Lasten tragen.

Wir wollen heute nichts hören von Zweifel und Streit, aber wir wollen uns auch nicht mit einer schönen Lüge täuschen; eine unerschütterliche Wahrheit suchen wir, aber eine Wahrheit, die uns frei und fröhlich macht.

Unser inneres Auge schaut rückwärts in die Tage des Kinderfriedens und Kinderglaubens und sieht ein liebliches, leuchtendes Bild: Zwei Jünger gehen über Feld, ihre Gedanken sind bei dem Einen, der ihnen das Herz abgewann; sein erschütterndes Schicksal bewegt ihre Seele. Da plötzlich tritt ein Fremder zu ihnen, mischt sich mit freundlichem Ernst in ihr Gespräch, hört sie erst geduldig an, beginnt aber dann, ihnen „die Schrift" auszulegen und ihnen die Augen zu öffnen für die Herrlichkeit des leidenden Erlösers. Wie fliegt die Zeit und der Weg, schon sind sie am Ziel! Der Fremdling willfahrt ihrer Bitte, als Gast mit ihnen einzukehren. Doch aus dem Gast wird ein Wirt und Hausvater; er teilt ihnen betend das Brot: da sind ihre Augen geöffnet; doch er verschwindet im Nu. Nein, nein er bleibt in ihren Herzen, er hat eine Flamme der Freude und Liebe entzündet. Jubelnd kehren sie heim, ihr übervolles Herz den Brüdern auszuschütten: „Brannte nicht unser Herz, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift auslegte?"

Was ist leiblich geschehen auf jener Wanderung von Jerusalem nach Emmaus? Ist damals ein aus leerem Grabe Auferstandener körperlich neben ihnen gewandelt, und dann ebenso körperlich verschwunden? Oder war alles nur ein Bild der tief erregten frommen Herzen? Darüber werden die heutigen Christen so schnell nicht einig werden; aber in einem Punkte könnten und sollten sie einig werden, daß nämlich jene Geschichte in ihrem Wesen und Wert eine innerliche Geschichte war: das Herz brannte den Jüngern, da er mit ihnen redete und ihnen die Schrift auslegte. Mit einem anderen Herzen kamen sie zurück, als mit dem sie ausgezogen waren. Die Welt war außen unverändert, aber drinnen im Herzen war alles neu geworden: das Licht des Glaubens war ihnen aufgegangen und ein Reich der Innerlichkeit ihnen geschenkt. So sahen sie alles mit neuen Augen an:

Jetzt scheint die Welt dem neuen Sinn
Erst wie ein Vaterland,
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus seiner Hand.

Und was hat die Geschichte uns zu sagen? Soll uns genügen an der fernen, fremden, geschichtlichen Tatsache, daß einst im jüdischen Lande zwei jerusalemische Männer etwas Schönes und Großes erlebten? Oder kann ihr Erlebnis auch unser Erlebnis werden; kann ihr brennendes Herz, ihr verklärtes Auge, ihre verwandelte Welt auch uns zu eigen werden?

Ja wahrlich, das kann geschehen; und auch der Weg zum Ziel ist uns deutlich vorgezeichnet. „Brannte nicht unser Herz, da er mit uns redete und uns die Schrift auslegte?“ Aus der Schrift redet er heute noch zu uns, redet so deutlich und so gewaltig, daß uns das Herz brennen muß, wenn wir nur recht hören. Freilich sollen wir uns nicht auf die Osterbotschaft beschränken, sondern die ganze Predigt Jesu auf Herz und Gewissen wirken lassen. Es wäre Wahn zu meinen, das bloße Anhören der Osterpredigt genüge, um den Osterglauben zu wecken. Wem nicht unter der Wucht der Bergpredigt das Herz vor Scham und heiligem Willen gebrannt hat, dem wird nicht unter der Osterpredigt das Auge voll seliger Hoffnung leuchten. Erst ein neues Herz, dann das verklärte Auge!

„Brannte nicht unser Herz, da er mit uns redete und uns die Schrift auslegte?“ Soll es nicht auch uns geschehen, daß Jesus mit uns geht und mit uns redet? Wächst nicht sein Bild aus der Schrift hervor und bietet sich uns zum Begleiter an? Oder wollt ihr sagen, euch mangle die Kraft der Phantasie, die ein lebendiges Bild gestalten kann; ihr spürt wohl die Wucht der einzelnen Worte, aber ein Bild der Person wolle nicht daraus erwachsen?

Und doch geht Jesus auch mit euch und redet zu euch. Wo immer ein Mensch von seinem Geiste berührt ist, von seiner Reinheit, seiner Selbstlosigkeit, seiner Kraft und seiner Liebe: in einem solchen Menschen tritt Jesus zu euch und wandelt mit euch. Und noch eine Weise hat er, mit euch zu reden, täglich, stündlich: „Was ihr getan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan!“

O daß wir diese Nähe Jesu spürten, daß wir diese Rede, diese Schriftauslegung vernähmen, bis uns das Herz brennte vor lauterer Liebe! Dann würden uns auch die Augen leuchten von seligem Glauben an ewiges Leben! Denn dies ist die Ordnung Gottes: erst das neue Herz, dann die neuen Augen. So möge Jesus mit uns gehen durch dies Jahr, durch unser ganzes Leben, uns ein neues Herz und verklärte Augen zu schenken!

H S

Was ist Offenbarung Gottes in den Büchern der Bibel?

3

Was die Bibel sonst enthält, muß an diesem Höhepunkte gemessen werden: Christus ist das Kriterium der Offenbarung. Gibt es Offenbarung Gottes im Alten Testamente? Gewiß! Und zwar eine fortschreitende zu immer höheren Erhebungen. Die Gestalt des Abraham ist, ob sie nun in Einzelzügen genau historisch dargestellt ist oder nicht, sicherlich durch die Tiefe und Unmittelbarkeit des Glaubens an Einen Gott nicht nur einst Offenbarung gewesen, sondern auch heut noch als solche wirksam, besonders auf Kinderherzen. Oder die Taten und Erlebnisse des gewaltigen Moses! Abgesehen von aller historischen oder literarischen Kritik, wirkt diese Gestalt für alle Zeiten als die eines Kulturheros und religiösen Genius mit solcher Wucht und Gewalt, daß wir unbedingt von Offenbarung reden müssen. Lesen wir die zehn Gebote, die mittelbar oder unmittelbar ohne Zweifel mit Moses zusammenhängen, so fühlen wir darin die Kräfte der Offenbarung: Christus hat sie befolgt und gebilligt, diese sittlichen Grundlehren für die Menschheit aller Zeiten.

Vielleicht noch stärker empfinden wir Gegenwärtigen, denen die Wissenschaft den Blick dafür geöffnet hat, den Charakter der Offenbarung bei den Propheten. Ein Elia, der sein Leben einsetzt in dem gewaltigen Ringen mit dem Götzendienste, ein Jesaja, der die Heiligkeit Gottes und den Segen des unwandelbaren Gottvertrauens zum Gegenstande seiner Gottesbotschaft macht, ein Hosea, der dem abtrünnigen Israel die verzeihende, erbarmende, ewige Liebe Gottes verkündigt im Bilde des Gatten, der seine Jugendliebe niemals aufgeben kann, ein Jeremia und Deuterojesaja, die mitten in Not und Tod die Kraft haben, auch aus Strafgerichten und Katastrophen Gottes Heilsgedanken herauszulesen, sie alle sind uns ganz ohne Zweifel Träger und Vermittler einer hohen Gottesoffenbarung.

Und wenn in den Propheten gar die Ahnung eines künftigen Heilandes mehr oder minder deutlich aufblitzt, wenn sie die Lösung der Welträtsel voraufzudeuten scheinen, die wir als tatsächlich eingetretene mit freudigem Hochgefühl preisen, wie wollten wir jenen Zeugen der Kraft Gottes streitig zu machen wagen, daß sie Träger von Offenbarung gewesen sind und bleiben!

Singen uns die Psalmen das Lied von der Herrlichkeit Gottes in der Natur, welches auch dem Ohre Jesu vernehmlich erklang in dem Sange der Vögel unter dem Himmel und dem Blühen der Blumen auf dem Felde, preisen sie Gott als Zuflucht der Gebeugten, Verfolgten, Schuldbewußten, dringt Hiob ein in die Tiefen des menschlichen Leides oder die Spruchdichtung in die geheimen Zusammenhänge zwischen Pflichterfüllung und Wohlergehen auf Erden, so ist da immer wieder Offenbarung Gottes im Sinne Jesu Christi, nur gradweise verschieden und von wechselnder Bedeutung für die mannigfaltigen Lebenslagen der Menschen.

Ebenso aber, wie es mit dem Alten Testamente steht, so mit denjenigen Büchern des Neuen Testaments, die sich nicht unmittelbar mit Jesus beschäftigen, in den Briefen, ja selbst in der Offenbarung Johannis. Um mit dieser anzufangen: es ist merkwürdig, daß gerade dieses Stück einer Literatur, welche sich selber den Namen Offenbarung gibt, im Verhältnis zum Umfange dieses Buches am wenigsten im Neuen Testament die inneren Merkmale der Offenbarung zeigt. Je mehr ein Buch Offenbarung sein will, desto weniger ist es manchmal der Fall. Jesus redet nicht viel von Offenbarung, aber er ist sie in sich selber. Nur, wo jenes Buch wie in den herrlichen Sendschreiben an die sieben Gemeinden einfach und bescheiden auf den Pfaden des Heilands einhergeht, nur da und an den verwandten Stellen schlägt uns der warme Hauch der Gottesliebe entgegen, berührt uns die Kraft Gottes zur Gewinnung der Menschheit. Sonst so oft statt dessen die heiße Glut des Fanatismus, unter der wir zugleich die Eiseskälte des Hasses und der Gleichgiltigkeit gegen die Verlorenen spüren!

Den genauen Gegensatz dazu bezeichnen die Paulinischen Briefe. Wenn irgendwo, so erkennen wir hier, was weiterwirkende Offenbarung ist. Paulus stellt das Evangelium in bewußtem Gegensatz zu der Art der Juden, welche Zeichen fordern, und der Griechen, die nach Weisheit fragen (1. Kor. 1, 22). Nicht aus Wunderzeichen, nicht aus Erkenntnissen besteht, sondern Kraft ist das Evangelium, Kraft, aus dem alten Menschen einen neuen Menschen, das Ebenbild Gottes zu schaffen. Das hat der Apostel an sich selber erfahren, „dieses Stirb und Werde“, und was er erlebt hat, gibt er nach der Gnade Gottes, die in ihm wirkt, weiter.

Paulus redet keineswegs immer in Worten Jesu, er zeigt eine uns zunächst fast unbegreifliche Gleichgiltigkeit gegen die Einzelheiten des historischen Lebens des Meisters, ja sogar gegen die Lehrform Jesu, die wir von den Gleichnissen der synoptischen Evangelien her kennen. Trotzdem geht sein ganzes Leben auf in der Verkündigung Christi. An der Sonne der Offenbarung hat sich sein inneres Leben entzündet, sodaß es nun selber zu einem Lichtträger, ja zu einer Kraftquelle geworden ist. Das ist nicht einfach Spiegelung, sondern durch die Linse der Individualität sind die Strahlen der Offenbarung gesammelt worden, im kleinsten Punkte die größte Kraft. Durch das Mittel dieser individuellen Persönlichkeit wird nun in verschiedenartigsten Wirkungen, in der Form von verstandesmäßigen Erkenntnissen, Willensimpulsen, Gefühlsäußerungen, poetischen Ergießungen, besonders aber auch in der praktischen Hervorbringung eines tapferen und fleißigen, treuen und reinen, liebeswarmen und leidenswilligen Lebens die Kraft dieser Offenbarung zurückgegeben und ausgestrahlt. Mit Recht hat dieser Apostel dabei das Gefühl, daß er selber vergleichsweise nichts sei als ein Werkzeug, eine Form, ein Gefäß, Gottes Offenbarung dagegen die ihn bewegende und beherrschende schöpferische Macht: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht“ (Phil. 4, 13) — „nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal. 2, 20).

Was nun für Paulus in so hervorragendem Maße gilt, darf in kaum minderem Grade von den johanneischen Schriften,

besonders von dem Evangelium ausgesagt werden. Wer wäre nicht schon von der wunderbaren Tiefe des Prologs (Joh. 1, 1—16) ergriffen worden? wer wollte leugnen, daß dieses Evangelium auch da, wo es von der geschichtlich genauen Fassung der Synoptiker abweicht, uns die göttliche Offenbarung von Jesus Christus voll und rein, mit Feuer und Geist übermittelt? Auch in diesem philosophischen Evangelium wirkt die schöpferische Kraft des Heilandslebens in ungeminderter Fülle fort: „Wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“

Und Lukas? Erbaut sich nicht alle Jahre wieder am Weihnachtsfeste die Christenheit, Jung und Alt an der entzückenden Poesie der Erzählungen von der Geburt und der Kindheit des Erlösers? Wollten wir der Darstellung des Lukas den Charakter der Offenbarung absprechen, weil sie uns nicht überall nach unsern Begriffen Geschichte in strengstem Sinne des Wortes bietet? Die Offenbarung ist nicht an die reine Geschichtsdarstellung gebunden, der Geist wehet, wo er will, und Jeder, der an der Hand des Lukas den Erlebnissen des Elternpaares, ihres Freundeskreises und des neugeborenen Kindleins lauscht, wird von dem Zauber dieser göttlichen Anmut, von dieser inneren übergeschichtlichen Wahrheit ergriffen. Hier hat sich die göttliche Kraft die Form bezauberndster Dichtung erwählt. Hier ist weiterwirkende Offenbarung.

So hat sich uns in den verschiedensten Formen gezeigt, was nach dem psychologischen Verständnis Offenbarung Gottes in den Büchern der Bibel bedeutet. Nicht der empfängt sie am sichersten, der möglichst vieles von dem Gute der Bibel verstandesmäßig in sich aufnimmt oder der sich an einzelne Sprüche der Bibel als an seine Autoritäten klammert, sondern der, welcher am tiefsten von der Kraftwirkung erfaßt wird. Selbstverständlich ist dabei, daß das Mittel, die Offenbarung aufzunehmen, in dem Glauben nach echt protestantischem Verständnis, dem kindlich demütigen und dankbar fröhlichen Vertrauen liegt, das sich aus dem Gefühle der allgemein menschlichen und der persönlichen Schwäche heraus unbedingt der Gotteskraft ergibt, in der Ausführung dessen, was Goethe tiefsinnig mit den Worten der Marienbader Elegie umschrieben hat:

In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten,
Wir heißens: Fromm sein . . .

So wird Offenbarung aufgenommen in Frömmigkeit, welche im Christentum den Charakter des kindlichen Glaubens annimmt.

Violet

(Ein Anhang folgt: Gibt es Offenbarung außerhalb der Bibel? außerhalb der Religion?)

Von einer neuen positiven Dogmatik

Das christliche Dogma. Von D. A. Schlatter, Professor in Tübingen. Calw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung 1911. 683 S. 9, gebunden 11 Mk.

1

Für eine Dogmatik von positiver Seite unter den Lesern der Christlichen Welt Interesse zu erwecken, ist fast ein Wagnis. Denn den Inhalt einer solchen Dogmatik glauben sehr viele unter ihnen längst zu kennen, bevor sie sie gelesen haben; sie wissen, was alles ihnen hier begegnen wird von der Dreieinigkeit bis zum Antichrist, Dinge, die ihnen sehr fremd sind und die so kaum ein Echo mehr finden können in ihren Herzen. Nun, ich glaube doch, wir, die wir offene Ohren und Augen haben für alle Bewegungen unsrer Zeit, haben kein Recht, uns gegen die Gedanken besonders abzuschließen, die von einem starken und lebendigen christlichen Bewußtsein aus zu uns herüber kommen, im Gegenteil, die Offenheit nach der einen Seite hin ist nur dann vor dem Verdacht gesichert, bloß eine schwächliche Mode zu sein, wenn sie mit Offenheit nach der andern Seite verbunden ist. Wer Schlatter auch nur wenig kennen gelernt hat, weiß, er hat es bei ihm mit einem durchaus selbständigen und aufrechten Mann zu tun, einem Mann von ausgesprochener Eigenart sowohl des Denkens wie der Darstellung, sodaß wir von vorn herein gewiß sein dürfen, diese neue positive Dogmatik wird uns vor allem mit der Kenntnis einer kraftvollen christlichen Persönlichkeit bereichern, von der zu lernen für Jeden Gewinn sein muß.

Es ist ein Werk, in dem Altes und Neues, Traditionelles und Eigenes ganz merkwürdig sich verbinden. In gewissem Maß gilt dies ja von jeder dogmatischen Arbeit, aber hier berührt uns der Gegensatz doch besonders schroff. Man kann da Kapitel lesen, in denen Schlatter mit der Harmlosigkeit eines alten Biblizisten die eschatologischen Geheimnisse uns enthüllt oder mit der Akribie des ganz korrekten Dogmatikers uns auseinandersetzt, was an dieser und jener Versöhnungslehre noch fehlt, um den vollen biblischen Tiefsinn restlos zu erschöpfen. Aber dicht daneben lesen wir Partien, in denen ein selbständig denkender Mensch unsrer Zeit, der mit allen theologischen und philosophischen Theorien genau vertraut ist, sich mit der Wirklichkeit und ihren Problemen auseinandersetzt und Antworten findet, die ihm Keiner vorgesprochen hat. Und um dieser letzteren Partien willen möchten wir dem Buch eine recht weite Verbreitung wünschen.

Gleich die Anordnung hat etwas Ueberraschendes und stellt das Buch in einen scharfen Gegensatz nicht nur zu allen dogmatischen Werken der Ritschlschen Schule, sondern auch zu Kählers Darstellung. 300 Seiten, die Hälfte des Buches, sind der Anthropologie gewidmet, besser gesagt, einer Art Theologia naturalis, die von Christus und seinen Gaben noch absieht und von den Tatsachen des natürlichen und allgemein menschlichen Bewußtseins aus den Weg zum Gottesglauben hinüber finden will. Schlatter möchte hier eine Art theologischen Beweis geben, der darin besteht, daß wir den Grund unsrer Gewißheit Gottes sehen und uns und Andern die Tatsachen verdeutlichen, aus denen sie entsteht. Anthropologie aber kann er diesen Gottesbeweis nennen, weil wir in unserem menschlichen Erleben die Vorgänge wahrzunehmen haben, durch die uns die Erkenntnis Gottes gegeben wird. Er tritt damit sofort von Anfang an in Widerspruch zu der bekannten These Luthers, die von Zinzendorf und Ritschl wieder aufgenommen wurde, daß wir Gott bloß in Jesus so erkennen können, daß ein Vertrauen auf ihn entstehen kann, und ebenso in Widerspruch zum ganzen Kantianismus, der uns verbietet, von der Natur und der an ihr gemachten Erfahrung aus zu Gott aufzusteigen, und der einzig vom sittlichen Bewußtsein aus den Weg zu Gott hinüberfindet. Er hält dagegen die ältere orthodoxe Tradition fest, welche der Offenbarungstheologie eine natürliche Propädeutik vorausschickte, nur daß er im Gegensatz zur alten Orthodoxie sich an keine bestimmte Philosophie anlehnt, sondern selbständig und möglichst vielseitig die Tatsachen des Bewußtseins interpretiert. Die Polemik gegen den Kantianismus und die von ihm abhängige Theologie durchzieht sowohl Text als Anmerkungen und gipfelt in der Behauptung, es sei Torheit und rationalistischer Dünkel, überhaupt eine Erkenntnistheorie zu begehren, wie die Kantianer es tun. Aber solche Verdikte, die freilich die Auseinandersetzung mit Schlatter erschweren, sollen uns nicht von der Prüfung seiner Position und ihrer Begründung abhalten.

Was sind es für Tatsachen unsres Erlebens, die uns zum Gottesgedanken führen müssen? Der erste Einsatz ist für den Geist des Werks bezeichnend. Schlatter beginnt nicht mit unsrer Abhängigkeit von Natur und Naturzusammenhang, sondern mit unserem Personsein, das uns von der Natur unterscheidet. Wir wissen uns alle als Person, d. h. als selbstbewußte, tätige (kausal wirkende) und einheitliche Wesen; da nun der Kausalitätsgedanke zu unsrem Personsein gehört, ist uns damit zugleich die Gewißheit unsrer Gewirktheit, unsrer Kreatürlichkeit und als Korrelat der Gottesgedanke gegeben. Den Kausalitätsgedanken anwenden auf den ersten Gegenstand unsrer Erfahrung, auf uns selbst, heißt uns unsre Kreatürlichkeit eingestehn und Gott als Wirker des persönlichen Lebens denken. Dieser Gottesgedanke ist unvermeidlich, es gibt streng genommen keinen Atheismus. Den nahe liegenden Einwand, daß wir mit dem Kausalitätsgedanken zunächst nur zu unsern

Eltern und zur menschlichen Ahnenreihe kommen, läßt Schlatter nicht gelten. Und er geht sogleich weiter und gewinnt aus dem Rückschluß von unserem Personsein die inhaltvolle Aussage über die göttliche Person und ihr kreatorisches Wirken. Erst an zweiter Stelle setzt sich Schlatter dann mit der Natur auseinander und gewinnt aus unsrer Verbundenheit mit der Natur neue Aussagen über Gott; speziell die Unendlichkeit, die Zahl, das Gesetz, der Typus, der Zweck in der Natur sind ihm lauter Hinweise auf ihren Schöpfer und Regierer. Ein drittes Gebiet entdeckt er in der Gemeinschaft — Schlatter sagt Sozietät — sowohl in der natürlichen als in der religiösen Gemeinschaft. Der Einzelne hat Nichts von sich allein, weder seinen Leib, noch sein inneres Leben; die Eltern, die Volksgemeinschaft, die Kirche geben ihm zunächst seine Inhalte: das führt uns zu den wichtigsten Aussagen über Gott, daß er unser Vater und König ist. Dann folgen drei besonders merkwürdige Abschnitte, da Schlatter von den verschiedenen psychischen Funktionen, vom Wissen, vom Gefühl und vom Willen aus Aussagen über Gott gewinnt. Er, der Spötter über eine Erkenntnistheorie, skizziert hier selber eine solche. Er versucht zu zeigen, daß wir allein mit dem Gottesgedanken auch Wahrheit besitzen, denn der Gottesgedanke allein garantiert uns, daß die erkennende Beziehung zwischen uns und den Dingen besteht; er gibt dem Inwendigen und Auswendigen, der Natur und dem Geist das Gesetz, durch das sie einander zugewendet sind, eine Ansicht, die an Descartes und besonders auch an Schleiermacher Vorgänger hat. Sofort mit dem Wissen wird dann die Bedeutung des Glaubens aufgezeigt, des Glaubens im weiten, jede Erkenntnis begleitenden Sinn: der Glaube bejaht eine Vorstellung nicht bloß, sondern pflanzt sie in den Lebensakt ein, sodaß sie für unser Denken und Handeln Geltung bekommt. Vom Gefühl aus kommen wir zu Gott dadurch, daß sich der Gottesgedanke mit den Lust- und Schmerzgefühlen verbindet; Dankbarkeit und Furcht Gottes weisen uns dann auf die Güte wie die Ungnade, den Zorn Gottes hin und erweitern so wieder unsre Gotteserkenntnis. Die wichtigsten Aussagen über Gott ergeben sich jedoch aus der Beobachtung unsres Willenslebens. Gerade hier wird unser Abhängigkeitsbewußtsein vertieft, indem wir ein unserem Willen gegebenes Gesetz und ein über unsern Willen gesprochenes Urteil in uns finden und so die Abhängigkeit sich in Gehorsam verwandelt, während zugleich unser deutliches und nicht wegdisputierbares Freiheitsbewußtsein uns jede Verschmelzung mit Gott unmöglich macht. Wir lernen von hier aus Gottes Gerechtigkeit und Gottes Liebe verstehen durch Rückschluß aus dem, was uns geboten ist, auf Gottes Willen. Nun müßten sich hieran eigentlich die Betrachtung des bösen Willens und die daraus gewonnenen Aussagen über Gott schließen, also die Erfahrungstatsachen von Sünde und Schuld und die Gedanken vom strafenden und verzeihenden Gott. Man sieht nicht recht ein, warum Schlatter das Zusammengehörige getrennt hat durch die Betrachtung der Religion mit ihren Hauptbegriffen Gebet, Bekenntnis und Opfer. Am Schluß der Willenstheologie steht das Kapitel über Reue, Glauben und Liebe: wir fühlen uns schon ganz in die bestimmt christliche Atmosphäre versetzt, ohne daß von Christus die Rede war. Aber der Schlußparagraph des ersten Teils nennt dann die offenen Fragen, die doch erst durch den Christus die Antwort erhalten: Wer schafft uns die normale religiöse Gemeinschaft? Wo erweist sich uns die göttliche Gnade so, daß sie frei vom Gesetz das Gesetz erfüllt? Wo wird uns die göttliche Liebe so wahrnehmbar, daß wir von ihr unsre Berufung zu Gott empfangen? Wo ist der, der uns mit Gott versöhnt und uns dadurch mit uns selbst und mit einander aussöhnt? Wer gibt die Gewißheit Gottes so, daß sie sich gegen alle ihr widerstehenden Strebungen erhält, so, daß wir glauben? —

Ist es besonders nötig, auf die schwachen Seiten dieser natürlichen Theologie hinzuweisen? Man wird ihr entgegenhalten, was man jeder ähnlichen Theologie entgegenhalten muß, daß sie Wissenschaft und Religion unklar durcheinander wirft, der Religion einen wissenschaftlichen Nimbus gibt, auf den diese aus Religion verzichten muß, und der Wissenschaft eine religiöse Richtung zumutet, auf Kosten der wissenschaftlichen Sauberkeit und Strenge. Das Erste ist das, was an Schlatter am meisten befremden muß. Gewiß, wir würden ihm Unrecht tun, wenn wir ihm die Meinung zuschreiben würden, daß der Gottesglaube irgend einer Religion, geschweige der christlichen, durch die Reflexionen entstanden sei, die er uns in diesem ersten Teil vorführt. Das widerlegt das einfache Schlattersche Diktum, daß Religion aus Religion entsteht; das würde sich auch mit seinem Offenbarungsglauben gar nicht reimen. Trotzdem versucht er nach der alten rationalistischen Methode unter völligem Absehen von religiöser Offenbarung und religiösem Erleben jeden normal denkenden Leser seines Buches zum Geständnis der Unmöglichkeit des Atheismus, mehr noch zum Vorsehungsglauben, zum Glauben an eine sittliche Weltordnung, ja zum evangelischen Glauben an den Gott der verzeihenden und heiligenden Liebe hinaufzuführen. Nur die Christologie, die bestimmt christliche Heilslehre und Eschatologie werden auf die apostolische Verkündigung begründet; für alles Uebrige genügt die Reflexion über unser Bewußtsein und unsre Stellung im Weltganzen. Das heißt also: Glaubensgedanken, die im Lauf einer jahrtausendjährigen Geschichte auf Grund der tiefsten und wunderbarsten Erlebnisse der Propheten und Psalmisten Israels im Zusammenhang mit der Geschichte anderer Religionen errungen worden sind, können, nachdem sie einmal Besitz der Christenheit geworden sind, mit verhältnismäßig leichter Mühe durch die Reflexion über den Menschen, seine Stellung in der Welt und seine Kräfte nachgerechnet werden, es bedarf dazu keiner Anregung durch die Tradition, keiner geschichtlichen Beeinflussung, keiner Kraft vorbildlichen religiösen Lebens und Denkens; der normale Verstand schwingt sich mit leichter Konsequenz von unserem Personsein und den darin enthaltenen Voraussetzungen zum Gedanken des Schöpfergottes auf. Das ist erstaunlich und wird immer erstaunlicher, je stärker beim Fortgang dieser natürlichen Theologie der biblische Einschlag sich kundgibt. Was soll man überhaupt von einer natürlichen Theologie denken, die uns Aussagen über das Wunder, die Existenz einer Geisterwelt, den Teufel, den Fall des Stammvaters und den Einzug des Todes als Folge davon, ja über die Dreieinigkeit gibt, die also gerade in der Frage des Leidens und der Theodizee, die dem modernen Denken so ungemein zu schaffen macht, sich von dem alten biblischen Mythus die Antwort geben läßt, „der Tod falle unter den Begriff der Strafe als Leiden, das durch die Sünde des Menschen verursacht sei und ihre Verwerflichkeit offenbare"! Statt aller Kritik darf gesagt werden: es bleibt abzuwarten, ob ein einziger Leser dieser Partie, der nicht schon von starkem christlichem Leben und Erleben, ja direkt von biblizistischen Traditionen herkommt, mit seiner Reflexion zu den Schlatterschen Glaubensgedanken kommen wird.

Nicht weniger scharf wird die Kritik dieser natürlichen Theologie ausfallen vom Standort streng wissenschaftlichen Denkens aus. Es ist doch reichlich billig, die ernste Bemühung der Kantianer um eine solide Erkenntnislehre als Torheit und Dünkel zu belächeln, wenn man selbst auf dem Boden des naivsten Realismus steht („der Stoff kann nicht geleugnet werden, er ist ebenso real als unser eigenes Selbst"!!) und auf hundert Seiten den Beweis liefert, daß man sich über die Grenzen des Wissens, mit dem es nun einmal alle Wissenschaft zu tun hat, keine Rechenschaft zu geben vermag. Die beständige Vermengung des allgemein Demonstrierbaren und des bloß von bestimmten, im Erleben wurzelnden Voraussetzungen aus Denknotwendigen kennzeichnet diesen ersten Teil von Schlatters Dogmatik und zieht den ganzen „Gottesbeweis" Schlatters in die Unklarheit und Unsicherheit herein. Man muß sich immer wieder fragen: sind die angeblichen Erfahrungstatsachen, auf die er sich beruft, wirklich geeignet, ein wetterfestes Vertrauen auf Gott zu begründen? Man nehme nur seinen ersten Einsatz, auf Grund dessen er die „Unvermeidlichkeit des Gottesgedankens" behauptet und den Atheismus für Schein erklärt! Was für ein kompliziertes Ding ist nur schon dieser „Personbegriff", um damit einzusetzen! Und gar der Rückschluß von unserem Personsein auf Gott als dessen Schöpfer! Wir hegen

heute bei jedem Gottesgedanken, der uns als „unvermeidlich“ ausgegeben wird, Verdacht, es werde eine Erschleichung an uns begangen. Ja, wenn gesagt würde: für sittlich lebendige und ernste Menschen unvermeidlich, wie das der tiefe Sinn der Kantischen Argumentation ist. Man wird auch von hier aus recht skeptisch der Probe entgegensehen müssen, ob viel streng und sauber wissenschaftlich denkende Menschen durch diese Wissenschaft von Gott werden überzeugt werden. Und man wird nach Lektüre dieses Buches mit neuem Respekt zu dem alten Kant aufblicken, der uns so scharf in den Unterschied des Wissens und Glaubens eingeführt hat.

Ist so die natürliche Theologie in der Schlatterschen Fassung sowohl von religiöser wie von wissenschaftlicher Seite gleich angreifbar, so wäre es doch sehr übereilt, ihren Wert überhaupt zu bestreiten. Sie gewinnt sofort ein anderes Gesicht, wenn wir ihr das Vorzeichen religiösen Erlebens geben, wobei nur zu bedauern ist, daß dies nicht von Schlatter selbst kräftiger geschehen ist. Für den Menschen, dem sich Gott an irgend einem Punkt der Natur oder Geschichte oder des eigenen Lebens einmal bezeugt hat, wird es eine unausweichliche Aufgabe sein, die ganze Erfahrungswelt unter den Gottesgedanken zu stellen und von einer möglichst reichen Wirklichkeit aus die Wege zu Gott hinüber zu denken. Ja man kann mit Schlatter noch weiter gehen und zugestehen: wo nur eine Ahnung von Gott erwacht ist, wo man nur unter dem Eindruck der Ungenügendheit des Erfahrungswissens steht, und die Hintergründe und Tiefen desselben uns aufzudämmern beginnen, da ist dem Denken die Aufgabe des Gottsuchens gegeben. Darauf beruht ja die Nötigung alles metaphysischen Denkens, auf der unbestreitbaren Tatsache, daß gerade eine streng gefaßte Wissenschaft die letzten und höchsten Fragen uns nicht beantwortet, sondern weckt. An Schlatter berührt mich die Weite, mit der er den Offenbarungsgedanken faßt, besonders sympathisch. Er will es nicht gelten lassen, daß Jesus „sofort und einzig“ der Weg zu Gott für uns sein soll; wer so ausschließlich christozentrisch denkt, der gerät „in Gefahr, die ganze Welt als dunkel und gottlos zu sehen und sich Gottes Schöpferherrlichkeit zu verbergen. Im dunkeln Weltbild sieht er dann nur noch einen einzigen hellen Punkt, nur noch Jesus, während er in der ganzen übrigen Welt nichts von Gottes Regierung erkennt.“ Ebensowenig aber will er die Kantische Art gelten lassen, daß Gott nur dem sittlichen Bewußtsein aufleuchten soll und somit der Schöpferglaube erst durch einen Rückschluß vom sittlichen Ziel aus Grund und Boden hätte. Schon darin weicht er entschieden von Kant ab, daß er im sittlichen Gesetz und im Urteil des Gewissens seine Abhängigkeit von Gott empfindet und sich an der Freiheit und Autonomie nicht berauscht. Aber er ist der Meinung, daß auch die sittliche Abhängigkeit von Gott nicht das Erste sei, sondern bereits die natürliche Abhängigkeit immer schon voraussetze. Wir hätten keine Aufgabe, wenn wir nicht zuerst die Gabe hätten. Es gäbe für uns kein Sollen, wenn uns nicht ein für dasselbe bestimmtes Sein gegeben wäre. Gott könnte von uns nicht als Gesetzgeber empfunden werden, wenn er nicht zuerst unser Schöpfer wäre. Jedes tiefere Nachdenken über unsre geistige Eigenart und Selbständigkeit wie über unsre Gebundenheit an die Natur und über die in Beidem aufleuchtende Ordnung und Gesetzmäßigkeit weist uns auf den geistigen Schöpfergott zurück. So viel man im Einzelnen gegen die Stringenz mancher Schlatterschen Argumentationen einwenden möchte, sein mutiges Vertrauen, daß sich von allen Punkten unsres Erlebens aus Wege zu Gott auffinden lassen, die dem Gläubigen auch intellektuell ein gutes Gewissen geben, erscheint mir sehr beherzigenswert. Den Dualismus eines atheistischen Wissens und eines religiösen Glaubens kann auf die Dauer kein Mensch und noch weniger eine Gemeinschaft ertragen; irgendwo müssen die Wege zusammenlaufen zu einer umfassenden Wahrheit, und wenn der Glaube Recht hat, wird auch das tiefere Denken von allen Punkten der ihm gegebenen Wirklichkeit aus auf Spuren Gottes stoßen. Für die Praxis könnte man darauf hinweisen, daß eine Menge Pfarrer, die zuerst durch die Kantische Schule des strengen Dualismus hindurchgegangen sind, hernach in ihrem Religionsunterricht ungefähr den von Schlatter begangenen Weg der natürlichen Theologie wieder zu gehen gezwungen worden sind. Und wie ich glaube, haben sie sich dessen nicht zu schämen. Unser Gottesglaube gewinnt festen Halt und Einigung mit unserem übrigen Denken einzig dann, wenn wir das, was unser Gewissen von Gott sagt, und das, was uns Jesus gibt, zusammenbringen können mit dem überwältigenden Eindruck, den wir aus unsrer ganzen Wirklichkeitserfahrung an der Natur und an der Geschichte erleben. Daß es sich dabei nicht um logische Beweise handeln kann, überhaupt um keine Verstandesdemonstration, gegen die es kein „Aber“ gäbe, braucht kaum hinzugefügt zu werden. Die Art des Glaubens, das Unsichtbare zu ergreifen und festzuhalten, zeigt sich auch hier; aber es ist ein Unsichtbares, das sich auf tausend Wegen in die Sichtbarkeit, in den Bereich unsrer Erfahrung herabsenkt und neben allen Dunkelheiten, die uns Gott verbergen, doch helle Spuren der Macht, Treue und Heiligkeit Gottes uns erkennen läßt. In dieser Richtung wird jede Theologie gehen müssen, die mit der religiösen Praxis Fühlung behält und zugleich von der Religionsgeschichte mit Einschluß der biblischen Religion das zu lernen weiß, was nur zu unserem Schaden von der Theologie übersehen oder vergessen werden kann. Ich stehe nicht an, Schlatters Buch zu begrüßen, weil es uns so energisch auf die Arbeit an dieser Aufgabe weist. Es wird freilich daneben die engere und einseitigere Art der Herrmannschen Dogmatik ihr gutes Recht an ihrem Platz behalten, sobald sich unser Glaube auf das besinnt, um das es sich im Leben und Sterben und in allen Krisen der Religion immer handeln wird, eine feste und absolute Gewißheit. Zu der führt kein einziger der Schlatterschen Gottesbeweise; sie geben alle immer nur Stützen und Hilfslinien für solche, die Gottes schon gewiß geworden sind. Aber deshalb sind sie nicht wertlos und nicht überflüssig, im Gegenteil, sie helfen mit dazu, daß Gott auch unserm Glauben reicher und größer erscheint, indem wir unser ganzes Erleben, nicht nur das sittlich religiöse, sondern recht eigentlich die ganze weite uns zugängliche Weltwirklichkeit aus Gottes Hand empfangen und unter Gottes Gedanken stellen dürfen.

Paul Wernle

Eine Bitte an die Eisenacher Konferenz

In der Trinitatiswoche dieses Jahres wird, wie wir hören, die Eisenacher Konferenz wieder zusammentreten. Man kann nicht behaupten, daß ihren Verhandlungen ein lebhaftes Interesse der kirchlichen Kreise entgegenkäme. Dazu ist die Versammlung zu ausschließlich bürokratisch gebildet. Die reine Bürokratie ist in unsern Tagen in Angelegenheiten der Kirche nicht mehr gut erträglich. Dieser Charakter der Konferenz lastet auch auf dem Kirchenausschuß, der aus ihr hervorgeht, und läßt ihn trotz mancher nützlicher Arbeit, die er verrichtet, nicht populär werden. Die mannigfachen Anregungen zu einer Beteiligung des kirchlichen Volkes an der deutschen protestantischen Zentrale sind leider auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Um so mehr sollte die Eisenacher Konferenz bestrebt sein, durch tüchtige Arbeit und deren zweckmäßige Publikation die Teilnahme weiterer Kreise zu gewinnen. Aber das Protokoll über die letzte Tagung vom Mai 1910 muß Jeden enttäuschen, der in lernbegieriger Absicht das Allgemeine Kirchenblatt aufschlägt. Unter den Gegenständen, welche die Konferenz im Jahre 1910 behandelte, war einer von größter Bedeutung für die Gegenwart, dessen streng sachliche, von allem Parteigeist freie Besprechung durch hochgestellte Kirchenmänner des lebhaftesten Interesses weiter Kreise sicher war.

Während aber alle anderen Referate und Korreferate mit den Sitzungsprotokollen wörtlich abgedruckt sind, hat man das Referat und Korreferat über „Die Stellung der Kirche zum Religionsunterricht in der Volksschule“ sowie die Diskussion darüber unterdrückt. Das Protokoll bemerkt nur, daß die Konferenz „von dem Referat und dem Korreferat Kenntnis genommen habe“, was kaum bemerkenswert ist, da die ganze Konferenz

geschlafen haben müßte, um von den vor ihr gehaltenen Vorträgen nicht Kenntnis zu nehmen. Im übrigen sind diese Referate „in Hinblick auf die nachgefolgte (!) Diskussion an den Kirchenausschuß zur weiteren Behandlung überwiesen“. Ueber die ganze Verhandlung eines hochwichtigen und aktuellen Themas bringt also das Protokoll nur einen Satz, der eine wegen ihrer Selbstverständlichkeit lächerliche Bemerkung und einen grammatikalischen Fehler enthält.

Man fragt sich vergeblich, warum die Referate und die Diskussion grade über diesen Gegenstand der Oeffentlichkeit vorenthalten worden sind. Es ist doch nicht denkbar, daß die Referenten Generalsuperintendent D. Kaftan aus Kiel und Präsident Nebel aus Darmstadt Arbeiten geliefert haben sollten, die man um ihrer Unvollkommenheit willen der öffentlichen Kritik nicht aussetzen durfte.

Jedenfalls wird es erlaubt sein, für die Zukunft den Wunsch auszusprechen, daß die Protokolle der Eisenacher Konferenz vollständig veröffentlicht und nicht grade die wichtigsten Teile fortgelassen werden. So lange Eisenach der einzige Ort ist, wo die Vertreter der deutschen Landeskirchen über Angelegenheiten von gemeinsamem Interesse beraten, haben die Untertanen der hohen Kirchenregierungen einen gewissen Anspruch darauf, über das Ergebnis unterrichtet zu werden. Die bürokratische Heimlichkeit ist auch in kirchlichen Dingen nicht mehr zeitgemäß. — —

Bei dieser Gelegenheit eine Frage auch an den Oberkirchenrat: Wo bleibt das Protokoll des Spruchgerichts über Jatho? Gedruckt ist es. Für wen? Wozu die Heimlichkeit?

Johannes V. Jensen

Wenn man den ersten Eindruck wiederzugeben strebt, den die acht Bücher des Dänen Johannes V. Jensen auf den Menschen der Gegenwart machen müssen, und zumal auf den, der mitten im Getriebe einer neuen Großstadt steht, so wird man ganz offen kaum anders sagen können als: Zunächst liegt etwas schlechthin Zwingendes in der Art dieser Erzählung. Insbesondere ist das überall da der Fall, wo Jensen nichts weiter tut, als eben erzählen. Ich greife die 1909 erschienenen „Exotischen Novellen“ (wie alle übrigen bei S. Fischer in Berlin verlegt) heraus. Da hören wir von einem Rickshaw-Kuli, der in Singapore angestellt ist, einen jüngeren Kollegen aus Geschäftseifersucht ermordet und sich durch eine gewisse romantische Laune verrät. Oder wir erfahren von Bauernfängern in Neu-York, wir hören von zwei kleinen Kindern aus dem Neu-Yorker Judenviertel, deren Vater bei einer Panik getötet wird, und die einsam und verlassen von der 33. bis zur 47. Straße zwischen den Schienen und der Wand der Untergrundbahn gehen, bis ein Eisenbahnarbeiter sie wieder an die Luft bringt und einem Kinderasyl übermittelt. Man glaubt mir, daß das Zwingende dieser Erzählungen nicht in ihrem Stoff liegt. Sie fesseln durch die Gegenständlichkeit, mit der sie hingestrichen sind, und durch die staunenswerte Sicherheit, mit der ihnen die Färbung ihres Schauplatzes verliehen ist. Ohne jede Aufdonnerung wird uns das Leben des chinesischen wie das des ostindischen Handelsplatzes, wird uns Neu-York oberhalb und unterhalb der Erdfläche gegeben, wir kommen kaum zum Aufatmen, obwohl im Grunde alles mit einer, man ist versucht zu sagen, niederträchtigen Kälte erzählt wird, die sich noch steigert, wenn Jensen in „Mythen und Jagden“ (1910) von dem Loche spricht, das er in einem Keller Sevillas bewohnt hat. Das Rätsel dieser Persönlichkeit löst sich, wenn wir, seinem Werk weiter nachgehend, verfolgen, wie er von den „Himmerlandsgeschichten“ seiner Heimat zu den Romanen aus Amerika fortgeschritten ist, die er später geschaffen hat. Himmerland ist ein Landstrich in Nordostjütland zwischen Kattegatt, Limfjord und Mariager-Fjord, wohl das alte Land der Zimbern, und aus diesem stillen Winkel ist Jensen dann, wie insbesondere seine Novellen „Die Welt ist tief“ lehren, durch Europa gewandert, durch Deutschland, Frankreich, England, Spanien nach Asien und schließlich nach Amerika. Und da haben es ihm zwei Dinge angetan: die Weltausstellung von 1900 in Paris und das Leben Amerikas, insbesondere in Neu-York und Chicago. Man merkt es seinen beiden in Amerika spielenden Romanen „Madame D'Ora“ und „Das Rad“ wohl ab, daß er gegenüber den übermächtigen Eindrücken der neuen Welt seine Sicherheit zu einem guten Teil verloren hat; und man spürt in dem Essay-Band „Die neue Welt“, wie er sie im Anblick seines Idols, der Maschine, und seines modernen Idealmenschen, Theodor Roosevelt, allmählich wieder gewinnt.

Man würde Johannes V. Jensen nach seinen älteren Geschichten und nach seiner ganzen Natur immer eher für einen Norweger als für einen Dänen halten. Und nicht umsonst hat er (in den Essays) mit das Schönste über Björnson geschrieben, was wir über diesen großen Bauern — Jensen bringt ihn unter das Schlagwort Bauernkultur — besitzen. Jensen fehlt die Verfeinerung der jüngeren dänischen Literatur, die bei Jens Peter Jakobsen noch rein lyrische Stimmung, bei Henrik Pontoppidan schon quälender Zweifel und bei Hermann Bang und Andern seiner Art mondäne Müdigkeit geworden ist. Er hat jenen Bauerninstinkt des raschen Ergreifens, der sich in die Dinge einhakt und sie an sich zieht, zunächst, ohne Fragen nach dem Warum zu stellen, und der deshalb mit dieser, wie ich sagte, zwingenden Treue Fremdartiges schildert. Da spricht unverbrauchte Kraft, nordische Kraft, die sich eine fremdfarbige Welt dichterisch zu unterwerfen strebt und auch wirklich unterwirft. Er rühmt Björnsons „Synnöve Solbakken“, und wir empfinden in den Himmerlandsgeschichten die Verwandtschaft mit dieser Erzählerkunst des großen Norwegers, die nach meinem Dafürhalten allerdings nicht in „Synnöve Solbakken“, sondern im „Fischermädchen“ gipfelt, wohl heraus. Und so wie Björnson an pangermanische Ideale geglaubt und sie mit seinem ganzen herrischen Ungestüm verfochten hat, erfaßt Jensen in dem Yankee, den er bei der Arbeit sieht, zunächst immer wieder den zum Herrschen bestimmten Germanen. Ja, der Dichter Ralph Winnifred Lee (in dem Roman „Das Rad“) in Chicago spricht sicher ganz für seinen Schöpfer, wenn er verkündet: „Christopher Columbus war ein Amerikaner“ — denn er stammte von den Langobarden oder Goten Norditaliens ab, er hatte eine nordische Phantasie:

> Sein Wesen ist Drang ins Weite, Sehnsucht nach dem verlorenen Land. Er ist ein Wanderer. Amerikas Entdeckung ist eine direkte Fortsetzung der Völkerwanderung! . . . Stelle dir diese großen, blonden Männer vor, wie sie mit einer gehörnten Ochsenhaut auf dem Haupte ans Meer kommen. — Fertig? Wie? Aber nein, sie bleiben ein wenig stehen und sehen sich vom Lande aus um, und dann gingen sie in den Wald und verfertigten den Kiel eines Schiffes. Das war es, was sie taten. Als die Westgoten in Spanien verschwanden, begannen die Entdeckungsreisen. Aber eine der Teerjacken aus der Lombardei, ein Abkömmling der alten Raufbolde und Sagenerzähler des Nordens, tat das letzte große Stück Arbeit und führte die Völkerwanderung hinter sich hinüber auf den Grund der Vereinigten Staaten. Die Tradition ging entzwei, und hier sind wir.

„Du wanderst wie eine Windhose auf der Geschichte, aber das, was du tragen kannst, ist ja auch dein“, erwidert dem Dichter Lee der Freund auf solche und ähnliche Auseinandersetzungen; aber sie haben doch mehr als nur den Reiz des Originellen, es liegt in ihnen eine, wenn nicht geschichts- so doch sicher kunstbildende Kraft, aus der heraus Jensen zum erstenmal so etwas wie eine germanische Dichtung anstatt einer dänischen oder amerikanischen geschaffen hat. Denn mit dem Begriff des Amerikanischen allein, der so deutlich etwa aus den Dichtungen Walt Whitmans zu uns spricht, kommen wir gegenüber den drüben spielenden Schöpfungen Jensens nicht aus, selbst dann nicht, wenn wir Edgar Allan Poe als zweite Folie hinzuziehen. Jensen bleibt schließlich doch immer eine Art amerikanisierter Däne. Es liegen Kräfte und Gaben in ihm, die sich nicht am Amerikanischen erschöpfen, sondern ihn durchaus auf seine angestammten nordgermanischen Breiten verweisen. Er verliert ja, wenn er sich ganz an Amerika hingibt, von jener Sicherheit, die ihn in den exotischen Novellen und sonst auszeichnet. Er stellt kurz und gut eine Seite des Problems dar, das man „internationale Kunst“ nennen könnte. Ich bin tief davon durchdrungen, daß es so etwas in Wirklichkeit nicht gibt. Aber Jensen beweist, daß bei einmal vorhandener Stammverwandtschaft bis zu einem gewissen Grade eine Verschmelzung erreicht

werden kann. Ich meine das natürlich nicht stofflich: Charles Sealsfield etwa bleibt auf jeder Seite seiner amerikanischen Bücher ein Deutscher oder allenfalls ein Deutsch-Amerikaner. Ich meine es rein ästhetisch und mit Bezug auf die innere Ethik der Werke — und da wird allerdings Jensen bis zu einem gewissen Grade der Amerikaner, der Yankee, und ist nicht mehr nur der amerikanisches Leben darstellende Däne.

Chicago hat es ihm angetan, die Lichtstadt, wie die Amerikaner es so gerne nennen:

Es ist an einer Straßenecke in Chicago, und der magische Funke fällt von der Leitung hoch über der Straßenbahnlinie, ununterbrochene Reihen erleuchteter, überfüllter Straßenbahnwagen sausen durch die Straßen; es ist schwarz von wimmelnden Menschen; und darüberhin donnert, an hellerleuchteten Stockwerken vorüber, die Hochbahn. Es schneit. Aber die Stadt ist voller Leben von Menschen zu Fuß und zu Wagen, von unzähligen Automobilen, von endlosen Zügen, von rauchenden Lokomotiven. Gleich einem glühenden Wald von Eisen und Stein reckt die Stadt ihre meilenhohen Klippen von Wolkenkratzern empor und mischt ihre Flammenluft und ihren erstickenden Schwefeldunst mit dem reinen Frost und Schnee der Winternacht. Tausende von Menschen, einander fremden, feindseligen Menschen, drängen sich zwischen den hohen Handelshäusern, die mit taghell erleuchteten Fassaden über dem Abgrund der Straße hängen, Fenster über Fenster, von unten an senkrecht empor, bis die strahlenden Scheibenreihen sich im Rauch und Dunkel des Winterhimmels verlieren. Mitten auf dem Trottoir senden die Steinplatten dem daherfegenden Schnee einen gebrochenen, gedämpften Feuerschein entgegen, der von unten durch dicke Glasprismen dringt; und dieser Lichtschein pocht in hastigen Schlägen. Das ist der Schatten von den Speichen eines großen Schwungrads da drunten, das das Licht vibrieren macht, der Pulsschlag einer Maschine, die von unterirdischen Kohlenfeuern genährt wird — das Pochen eines Herzens, das da unter den eiskalten Steinfliesen der Straße klopft und einen künstlichen Tag durch Schächte emporschickt in die Stadt. Die Bogenlampen über den Häuptern all der hastenden Menschen brennen fast regungslos, und im selben Rhythmus. Das ist das „Rad" -- des Farnwalds zweite wunderbare Blüte.

Eine packende Schilderung, die wie im Rausch den Begriff einer ungeheuren Großstadt vor unsere Sinne bringt, nur daß solche Anschauung sich in den beiden Romanen Jensens mischt mit manchen geradezu kolportagehaften Elementen. In dem Bemühen, den Kern dieses Wesens zu entschleiern, verliert Jensen die Sicherheit und arbeitet mit groben Effekten, die zuerst verblüffen, aber nachher abstoßen. Nicht das Kriminalistische an sich stößt zurück, denn auch das ist ja ein Menschliches und immer wieder nachprüfender Darstellung wert, — sondern die Ueberhitzung, die solche Elemente in so große Schilderungen wie die des Chicagoer Lohnkampfes hineinbringen. Es verletzt uns am Ende die Art von Spannung, die in „Madame D'Ora" erzeugt wird, und die doch nur unsere Nerven, nicht aber unsere Seele packt. Der Verbrecher war zu allen Zeiten, für Schiller wie für Hebbel, ein Gegenstand psychologischer Kunst, ein Typus, dem tiefstes Nachdenken galt. Hier aber ersticken wir doch gelegentlich, eingekeilt zwischen Verbrecher und Detektiv, wir atmen nach Erlösung, nicht weil eine Tragik uns das Herz bedrückt, sondern weil in aller Spannung das Gefühl bleibt, daß wir diese Spannung verschwenden.

Des Rätsels Lösung bringen die Essays. Johannes V. Jensen hat sich einen neuen Gott gemacht. Er hat ihn auf der Weltausstellung zu Paris erkannt, und dieser Gott heißt: die Maschine. Die Offenheit, mit der er das ausspricht, hat etwas geradezu Befreiendes, wie jedes aufrichtig ausgesprochene Bekenntnis — denn sicherlich spricht Jensen Tausenden aus der Seele, die in dem technischen Rausch unserer Tage nichts Höheres kennen als eine neue Erfindung. Als er in dem Riesenrad gesessen hat, das jedem Besucher von Paris so bald auffällt, ist es über ihn gekommen; er hat das zwanzigste Jahrhundert erlebt. Und darum auch ist ihm Theodor Roosevelt, wie er ihn sieht, der Durchschnittstypus eines modernen Menschen. „Der oberste Mann in einer Demokratie zeichnet sich nur durch seine umfassende Tüchtigkeit aus, sonst ist er einer von den Vielen." Er ist ihm ganz einfach der Typus einer Rasse, von der Tausende seinesgleichen bereit stehen, in seinen Spuren weiterzuwandeln. Der Niagara-Fall erregt Jensen kaum einen Zweifel: er ist ihm nur zur Anlage von Turbinen, zum Einfangen seiner Wasserkraft von siebzehn Millionen Pferdekräften bestimmt. Die Turbinen der beiden dort schon errichteten Kraftstationen sind ihm menschlich viel wertvoller als dieser „gute Wasserfall". Und dabei ist doch Jensen nicht etwa ein krasser Nützlichkeitsmensch, dem jedes Gefühl für Größe abginge. Nur sein Gott ist die Maschine, ich wiederhole es, und — vielleicht — der Mensch, der diese Maschine in Bewegung setzt. Daß wir uns morgens waschen, mit Seife waschen, uns die Zähne putzen, uns kämmen, uns im Spiegel betrachten — alles Dinge, die der Feuerländer nicht tut —, das verführt Jensen zu einem wahrhaft romantischen Hymnus, neben dem Schillers Apostrophe des Menschen an des Jahrhunderts Neige, des reifsten Sohns der Zeit, im Grunde geradezu ärmlich erscheint. Und weiter, auf der Weltausstellung:

Europäer, Japaner, Kaffern begegnen sich, und wenn sie sich auch hilflos gegenüberstehen in Bezug auf Sprache, unwissend, was Lebensanschauung betrifft, unzugänglich mit Hinsicht auf Religionen — Eines ist ihnen allen gemeinsam, das Mittel, wodurch sie überhaupt zusammenkommen konnten!

Daß Jensen sich damit in seiner eigenen Schlinge gefangen hat, merkt er nicht. Man könnte ihm einfach Treitschkes Wort entgegenhalten: „Die Nachwelt wird nicht fragen, binnen welcher Zeit wir uns Briefe zusenden konnten, sondern, ob wir uns darin große Gedanken mitzuteilen hatten." Jensen wird aus dem Realisten, der als „freigemachter Kopf" (Die neue Welt Seite 33) das Leben ansieht, ein Romantiker und gar ein Metaphysiker mit unzulänglichen Mitteln:

Derjenige Mensch aber, der zur Kirche geht und Gott bei elektrischem Licht anbetet, der seine Kinder taufen und im selben Atem gegen Pocken impfen läßt, der auf dem Zweirad zum Reichstag fährt, ist gar kein Mensch, sondern ein blindes Tier.

Auch da wieder erfreut die Offenheit, mit der hier ein kaum freigemachter, aber rücksichtsloser Kopf ausspricht, was Tausende denken. Und der Trugschluß, auf den dieser Gegensatz zwischen der höchst gesteigerten Beherrschung des Irdischen und dem Bedürfnis nach dem Jenseits, nach dem Unirdischen, aufgebaut wird, springt hell ins Auge, wenn Jensen dann sagt: „Die Größe aber, deren ich Zeuge wurde, wendete meinen Blick auf den Urheber alles dessen zurück, auf den Menschen!" Denn unausweichlich schließt sich hieran die Frage nach dem Urheber dessen, der nun wieder die Maschinen geschaffen hat. Es fehlt einfach ein Stück in dieser Anschauung, die schließlich immer eine Erdanschauung bleibt und nie zur Weltanschauung wird. Ich glaube nicht, daß es nur dem fehlt, der in einer andern Glaubenswelt lebt als dieser Bekenner seiner neuen Welt, obwohl das schwer zu entscheiden ist; ich glaube, daß hier auch wieder Aesthetisches und Ethisches, Kunst und metaphysisches Leben unlösbar zusammenhängen, und daß der künstlerische Bruch in Jensen genau auch der religiöse Bruch ist. Denn alles das, was diese Essays, dieses hohe Lied der Maschine und des maschinenbauenden und maschinennutzenden Menschen, vermissen lassen, das fehlt schließlich auch in dem letzten Werk Jensens, mit dem er sonst über seine früheren Romane weit hinausgeschritten ist, in dem Buch „Der Gletscher. Ein neuer Mythos vom ersten Menschen" (1911).

Es ist ein in jedem Betracht ungewöhnliches Buch. Es hat Jensen zurückgezogen auf den nordeuropäischen Boden seiner Herkunft. Und er gibt uns nun jene vorgeschichtliche Zeit der Vergletscherung des Nordens, der großen Wanderung mit dem einst irgendwoher erlangten Feuer von Norden nach Süden, das Leben des einsamen, des ersten Menschen, den man so nennen darf, der kämpft und kämpft mit der Unerbittlichkeit der Kälte und des Wassers, der schließlich mit gewaltiger Energie das Feuer wieder erlangt und nun der Stammvater eines großen Geschlechtes wird. Ganz wundervolle Bilder weiß Jensen zu finden, Bilder von schauriger Oede und Größe aus der Sagenzeit des Mammuts; wir erleben, wie die Menschheit reiten und fahren, wie sie töpfern und seefahren lernt, seefahren, das diesem Dichter natürlich — und wie klingt das in unserer Zeit sieghaft nach! — die eigentlich erdbezwingende Tätigkeit des Menschen ist. Aus der Dumpfheit der Instinkte erwächst Geschlecht nach Geschlecht zu bewußterer Beherrschung der Erde. Und es rauscht von Wasser und Wellen in diesem Buch, und es klingt wie aus Urzeiten herauf, und dennoch offenbart sich die tiefe Wahrheit der biblischen Schöpfungsgeschichte in ihrer genialen Verdichtung des größten Geschehens kaum je so stark wie hier. Denn die

Frage: Woher? klingt in dem Leser vornehmlich empor und läßt uns schließlich genau so fragend von dem Buche aufschauen wie von allem, was Jensen in seinem Lebenshymnus zum Preise der neuen Welt gedichtet und geschrieben hat. Der ewige menschliche Drang, sich über sich selbst hinaus zu vollenden, der den irdischen Kolonisator Faust am Ende mit völliger unbeirrbarer Sicherheit in die Arme göttlich sich offenbarender Liebe führt — der fehlt noch dem Lebenswerk dieses jugendkräftigen, eigenartigen und hochbegabten Dänen. Es lebt in Jensen so viel Kraft, wie in wenigen Dichtern der Gegenwart, aber es beschleicht uns immer wieder das Gefühl, als ob diese Kraft auch in ihrer romantischen Steigerung ins Leere verpufft. Wir sehen Hände, die den Pflug, und Hände, die die feinsten Maschinen technischer Vervollkommnung zu führen wissen. Aber wenn diese Hände sich unter dem Himmel der alten oder der neuen Welt emporrecken, so weiß ihnen der Dichter noch nichts zu geben, das ihnen so entgegenkäme wie die liebenden Arme, in denen in Goethes wundervollem Gedicht Unsterbliche verlorene Kinder zum Himmel emporführen. Immer wieder denkt man vor Jensens Büchern an das weise Wort, das Goethe zu Eckermann sprach, kurz bevor er die Augen schloß:

> Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit alten Zeiten ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigne Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkäme. Und dann weiter: Gott hat sich nach dem bekannten imaginierten sechsten Schöpfungstage keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus, jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen.

Daß die Welt in diesem Sinne, auch die neue Welt Jensens, immer noch plump jahraus, jahrein in den Strahlen der Sonne rollen würde ohne jenen göttlichen, immer noch wirksamen Anhauch — das wird Jensen noch neu in neuem Empfinden zu gestalten haben. Seiner großen künstlerischen Kraft darf das Vertrauen nicht versagt werden, daß die noch ausstehende Vollendung sich ihr erschließen wird.

Heinrich Spiero

Die neuste Geschichte des jüdischen Volkes

Seit einiger Zeit erscheint der „Grundriß der Gesamtwissenschaft des Judentums“. Dieser Grundriß soll eine Fülle von jüdischen Lehrbüchern umfassen. Eine ganze Reihe wertvoller Werke sind bereits erschienen. Zu diesen gehört auch die dreibändige „Neueste Geschichte des jüdischen Volkes“ von Professor Dr. Martin Philippson.*) Dies Werk beginnt mit der durch die französische Revolution wesentlich bedingten Emanzipation der Juden, die um 1848 zu ihrer politischen Gleichstellung mit den Christen in den meisten Kulturländern führte. Es schildert dann im zweiten Bande die auf jene Emanzipation folgende, um 1875 besonders stark einsetzende antisemitische Bewegung und deren Rückwirkung auf die Juden. Der dritte Band handelt von der Lage der Juden in Rußland und Polen. Die Juden sind heutzutage auf der ganzen Erdkugel, in allen Weltteilen und Kulturländern verbreitet. Mehr als je ist daher derjenige, der die jüdische Geschichte der Neuzeit schreiben will, genötigt, Weltgeschichte zu treiben. So hat Philippson ein gewaltiges Material zu verarbeiten gehabt, und ohne jeden Zweifel ist ihm seine Absicht gut gelungen, ein lesbares, die Hauptsachen hervorhebendes und nach Möglichkeit zuverlässiges, für die weitesten Kreise interessantes Orientierungsmittel über die neuste jüdische Geschichte zu schaffen.

Sehr lehrreich ist es, sich kurz die Hauptpunkte aus der jüdischen Geschichte von 1789 bis zur Gegenwart zu vergegenwärtigen, und zwar ganz objektiv, einfach so, daß man sich vor Augen hält, was auf diesem Gebiet Tatsache ist, und zwar Tatsache nicht nur in Deutschland, sondern in all den verschiedenen Ländern, in denen Juden wohnen.

*) Leipzig, Gustav Fock. Erster Band 1907. 408 S. Zweiter Band 1910. 366 S. Dritter Band 1911. 347 S. Jeder Band 6, gebunden 7 Mk.

*

Die französische Revolution und das Jahr 1848 haben die politische, rechtliche Gleichstellung der Juden mit den Christen in den meisten Staaten Europas zur Folge gehabt. Am 3. Juli 1869 ist der dem norddeutschen Reichstag vorgelegte Gesetzentwurf als Gesetz verkündet worden:

> Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden hiermit aufgehoben. Insbesondere soll die Befähigung zur Teilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Aemter vom religiösen Bekenntnisse unabhängig sein.

In Frankreich ist die Gleichstellung der Juden mit den sonstigen Bürgern bereits seit dem 27. September 1791 Tatsache. Insbesondere verdanken die Juden diesen Erfolg der Wirksamkeit Mirabeaus. Philippson sagt hierüber Band 1, S. 7:

> Der große Grundsatz völliger Gleichstellung der Israeliten war ausgesprochen — zur Sühne der Schuld, die seit Kaiser Konstantin I. die christliche Staatskirche auf sich geladen hatte. Man darf sagen, daß mit diesem 27. September 1791 ein neues, gerechteres und glücklicheres Zeitalter für die jüdische Gemeinschaft begonnen hat. Die Erklärung der Konstituante ist der große Freiheitsbrief einer viele Jahrhunderte hindurch geknechteten und mißhandelten Rasse geworden. Langsam, aber unwiderstehlich, trotz mannigfacher Gegenwirkungen, bricht sich seitdem das Prinzip der bürgerlichen und politischen Gleichheit für die Israeliten in allen zivilisierten Staaten Bahn.

*

Mehr oder weniger ausgesprochener Antisemitismus hat seinen Sitz außer in Deutschland in Wien, in Frankreich (Dreyfus), vor allem in Rußland und Spanien. Vom Antisemitismus am meisten frei sind England, die Vereinigten Staaten von Amerika und Italien. Ueber England sagt Philippson Band 2, S. 209:

> Es ist eine Tatsache, daß die britische Nation den plötzlichen Zustrom und die Ansiedlung von nahezu 200 000 armen Ostjuden ohne allgemeine Entrüstung und Feindschaft aufgenommen hat — eine Tatsache, die in Deutschland oder Oesterreich undenkbar wäre, und die beweist, wieviel Gerechtigkeitssinn und Humanität, aber auch nationale Festigkeit und Selbstvertrauen in dem englischen Volke vorhanden ist.

Aus Spanien sind die Juden gegen Ende des Mittelalters ausgewiesen worden. Noch heute „wagen es die wenigen Juden, die in Barcelona und Madrid leben, nicht, sich als solche zu erkennen zu geben oder gar ein Gotteshaus zu erbauen. In Madrid kommen sie am Neujahrs- und Versöhnungstage heimlich in einer Privatwohnung zum Gottesdienste zusammen“ (Band 2, S. 215). Sehr wichtig zur Beurteilung der Lage der Juden ist es, sich zu vergegenwärtigen, welche Aussichten und Lebensmöglichkeiten sie im Orient haben. Montefiore, ein edler und reicher Jude, erhielt am 6. 11. 1840 einen Ferman vom Sultan, „der grundsätzlich die Verwerfung der Ritualmord-Beschuldigung aussprach und den türkischen Beamten die Beschützung der Juden gegen alle Angriffe und Beunruhigungen anbefahl“ (Band 2, S. 308). Die Türkei wird (S. 319) eins der hauptsächlichsten Einwanderungsländer für die russischen und rumänischen Juden werden. Palästina aber kann „als Land der unbegrenzten Niederlassung nicht gelten.“ Philippson bezeichnet es (Band 2, S. 299) als eine der wichtigsten Aufgaben der abendländischen Juden, die orientalischen Juden „aus ihrem Schlummer zu erwecken und ihnen materielle und intellektuelle Bedeutung zurückzugeben.“

*

An inneren Gründen für den Gang der jüdischen Geschichte und an allgemeinen Gesetzen dieser Geschichte, die sich aus der Eigenart des jüdischen Volkes ergeben, nennt Philippson große Zähigkeit, Fleiß, Nüchternheit, ferner das Wertlegen auf geistige Bildung, weniger auf körperliche Kraft. Auffallend ist, daß die Juden von gewissen Krankheiten, z. B. der Tuberkulose, viel seltener heimgesucht werden als andere Völker. Ueber die Kriminalität und Moral der Juden heißt es (Band 2, S. 212):

Wir dürfen feststellen, daß — abgesehen von Verstößen gegen die äußere Ordnung im Handelsgewerbe — gerade in denjenigen Delikten, die man früher als die typischen der Juden betrachtete: Wucher, Hehlerei, Diebstahl, deren Moralität sich unendlich gehoben hat. Indem der Staat ihnen ehrenhafte Beschäftigungen zugänglich machte, hat sich ihr Ehr- und Sittlichkeitsempfinden in erfreulicher Weise gestärkt und gehoben.

Andererseits gibt Philippson (Band 2, S. 226) zu — ein Zeichen für seine Objektivität —:

Allzuviel Glück, allzuviel äußerer Erfolg ist niemals für die Juden von guter sittlicher Wirkung gewesen. Ihre Vorzüge erweisen sich zumeist in den Zeiten der Prüfung.

Dieser Satz trifft übrigens in seinem ersten Teil auf die meisten Menschen zu. Ueber die Wirkung der Emanzipation wird geurteilt (Band 2, S. 262):

Geknechtete Juden werden zu einer Gefahr, befreite und zur Menschenwürde erhobene sind ein Segen für ihr Heimatland. Diese Lehre predigt die Geschichte der Judenemanzipation in Deutschland.

Diesen Satz beweist er durch ein Verzeichnis bedeutender jüdischer Persönlichkeiten der Neuzeit.

Bei der Schilderung der jüdischen Zustände in Amerika hebt Philippson „die innige Kohärenz des jüdischen Stammes“ hervor. In der Tat ist dies eine deutlich hervortretende jüdische Eigenheit, die sich vor allem auf den ausgeprägten Familiensinn der Juden gründet. Trotzdem ist Philippson für den „Zionismus“ nicht begeistert. Er bezeichnet ihn als eine Utopie, obwohl er den jüdischen „Nationalismus“ an sich nicht verurteilt.

*

Ich habe im Vorstehenden meist mit Philippsons eigenen Worten ganz objektiv die Hauptsachen aus der neuesten Geschichte des jüdischen Volkes hervorgehoben. Der gemäßigt liberale Standpunkt Philippsons ist hervorragend dazu geeignet, ein ruhiges und klares Bild von der Denkart und Gesinnung zu geben, die in den gebildeten Juden der Kulturwelt, insbesondere des Abendlandes, lebt. Dieser gemäßigte, mit wissenschaftlicher Bildung durchdrungene, auf einer geistigen, sittlichen und religiösen Höhe stehende jüdische Liberalismus wird grade durch den „Grundriß der Gesamtwissenschaft des Judentums“ immer mehr zu einem wichtigen Faktor des modernen Kulturlebens werden. Die Christen dürfen ihn bei ihrem Urteil über das heutige Judentum nicht übersehen. Dazu, daß man von christlicher Seite diese Erscheinung beachtet und studiert, wollen die vorstehenden Zeilen anregen.

Fiebig

Verschiedenes

Ernst Troeltsch: Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Historische Bibliothek Band 24. München, R. Oldenbourg. 103 S. Kartoniert 2,80 Mk.

Die Bedeutung der Geschichtlichkeit Jesu für den Glauben. Tübingen, J. C. B. Mohr 1911. 51 S. 1 Mk.

Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte. Vortrag, vor den Freunden der Christlichen Welt am 3. Oktober 1901 gehalten. Zweite durchgesehene Auflage. Ebenda 1912. 150 S. 3, gebunden 4,20 Mk.

Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. Ebenda 1912. 994 S. 22, gebunden 25 Mk.

Nr. 1 eine neue, zum Teil stark veränderte Auflage des bekannten Vortrags auf dem Stuttgarter Historikertage 21. April 1906, den wir 1906, 36, 859 f. eingehend besprochen haben. Weshalb nicht als neue Auflage auf dem Titel kenntlich gemacht? — Nr. 2 der 1912, 5, 116 f. von uns bereits erwähnte Vortrag auf der Christlichen Studentenkonferenz zu Aarau in Sonderdruck. Er bedarf noch näheren Eingehens. — Nr. 3 die zweite Auflage eines Buches, das sie schon längst verdient hätte. Wir brachten einen Artikel darüber 1902, 39, 914 ff. — Nr. 4 Sonderdruck und Vollendung der dankenswerten umfassenden Untersuchungen über die soziale Moral des Christentums, die seit 1907 im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik erschienen sind. Neu ist der letzte Teil: Calvinismus, Täufertum, protestantische Mystik. Das Werk verlangt eine ausführliche Beurteilung.

R

Die heutigen Auffassungen vom Neuprotestantismus. Von Horst Stephan. Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen, 32. Folge. Gießen, Alfred Töpelmann 1911. 50 S. 1,20 Mk.

Daß der heutige Protestantismus eine neue, von dem Protestantismus des siebzehnten Jahrhunderts grundsätzlich unterschiedene Auffassung des Christentums bedeutet, ist eine so ziemlich in allen Lagern der Theologie zugestandene Tatsache; wenigstens gibt es kaum mehr einen wissenschaftlichen Theologen, der sich ganz mit der altprotestantischen Theologie auf eine Stufe stellte. Bei der außerordentlichen Zerspaltenheit des Neuprotestantismus ist es aber eine höchst schwierige Aufgabe, die Motive und die Richtung dieser Fortentwickelung herauszustellen und so eine klare Vorstellung von dem allen Richtungen gemeinsamen Wesen des Neuprotestantismus zu gewinnen. Stephan gibt nun in diesem Vortrag eine Darstellung und Kritik der drei Auffassungen vom Neuprotestantismus, die den größten Einfluß gewonnen haben, der Richard Rothes, Karl Sells und Ernst Troeltschs; er lehnt bei den beiden Ersten die Anschauung ab, daß für den Neuprotestantismus die Auflösung des Kirchenbegriffs wesentlich sei, bei Troeltsch die Anschauung, daß zur Gestaltung des Neuprotestantismus außerreligiöse Kultureinflüsse wesentlich beigetragen haben, und will seinerseits diese Entwickelung aus der immanenten Dialektik des Prinzips des Protestantismus, des vollen Persönlichwerdens des Christentums verstehen, die notwendig über die Einheit des Altprotestantismus hinaus zu Individualisierungen der einzelnen christlichen Motive führen müsse und so sich in mehr zentripetale und mehr zentrifugale Richtungen zerspalten müsse, in deren Summe und gegenseitiger Ergänzung erst das Ganze des Christentums zu finden sei. — Es ist gut, wenn immer wieder die Linien unterstrichen werden, die einen inneren Zusammenhang der Geschichte des Protestantismus und seiner auseinanderstrebenden Richtungen in der Gegenwart aufrecht erhalten. Diese fehlen ja in der Darstellung Troeltschs auch nicht. Aber eine vollständige innere Geschlossenheit des Protestantismus zu erweisen gelingt auch Stephan nur um den Preis eines Verzichts auf jede inhaltliche Bestimmung des protestantischen Prinzips; denn das „Persönlichwerden des Christentums“ ist doch nur eine formale Bestimmung, die dazu, wie Stephan selbst sagen muß, auch dem Katholizismus nicht ganz fern liegt; im Grunde ist jede Religion „persönlich“, sonst ists keine Religion. Aber sobald man an einer inhaltlichen Bestimmung, z. B. dem Rechtfertigungsbewußtsein der Reformatoren, festhält, klaffen die Gegensätze auseinander. Und zur Erklärung dieser Zerspaltung des modernen Protestantismus wird man doch mit einer völlig isolierten Betrachtung der religiösen Entwickelung nicht auskommen. Otto Lempp

Luther und Kant. Ein Beitrag zur innern Entwicklungsgeschichte des deutschen Protestantismus. Von Kirchenrat DDr. Ernst Katzer. Gießen, Töpelmann 1910. 128 S. 2,80 Mk.

Historische Vergleiche zwischen Denkern, die in ganz verschiedenen Zeiten lebten, sind stets gefährlich: sie verführen zu pragmatischer Darstellung. Luther wird ins Philosophische, Kant ins Theologische übersetzt und das Vorkantische in Luther, das Rationalistische in Kant durch Angleichung entfernt. Und ob man durch solches Parallelisierungsverfahren wirklich aus den zwei Denkern die Probleme des modernen Geisteslebens herausbekommt, scheint mir doch sehr zweifelhaft. Weil Kant und Luther in Fragen des freien und abhängigen Willens sich berühren, soll diese Frage auch in der Gegenwart eine bedeutende Rolle spielen. Da nimmt aber der Verfasser sein an Luther und Kant gewonnenes Interesse für ein allgemeines: tatsächlich sind die Fragen des Determinismus und der Willensfreiheit nicht diejenigen, welche das metaphysische und religiöse Interesse der Gegenwart beherrschen. „Das Apriori der Religion ist die Freiheit“: ja wenn die Apriorifrage so einfach in der Ethik zu lösen ist, dann wäre es freilich töricht, sich mit ihrer erkenntnistheoretischen Bedeutung abzuquälen. Ich fürchte, Katzer redet im Namen der beiden Großen, die auch wir als unsere Führer behaupten, an der Gegenwart vorbei. Karl Bornhausen

Idee und Persönlichkeit in der Kirchengeschichte. Von Professor D. Walther Köhler. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge aus der Theologie und Religionsgeschichte Nr. 61. Tübingen, J. C. B. Mohr 1910. 103 S. 2 Mk.

Diese Antrittsvorlesung gliedert in originaler Weise die Kirchengeschichte ein in die Gebiete, die der größeren philosophischen Durchdringung bedürfen. Unsere Zeit sucht wieder zusammenfassende, leitende Ideen, sie begehrt sie auch in der Kirchengeschichte. Köhler hat das Geistesproblem der Kirchengeschichte wie der Geschichte überhaupt mit Sicherheit als den Gegensatz von Idee und Persönlichkeit gefaßt. Eine prächtige geschichtliche Uebersicht zeigt, wie gerade für uns die Zeit gekommen ist, den rechten Ausgleich zwischen beiden zu versuchen, die Idee wieder zu gewinnen über die Persönlichkeiten. Daher fordert Köhler die Krönung der Kirchengeschichte durch eine Kirchengeschichtsphilosophie, die „die bunte Reihe ihrer Erscheinungen auf Einheiten zurückführt und diese aus der Zentralidee des Christentums begreifen läßt.“ Die maßvolle und überlegte Art, mit der hier ein Historiker geschichtsphilosophische Aufgaben erkennt und aufnimmt, ist bedeutsam und überzeugend, und das in den Anmerkungen aufgehäufte Material beweist zur Genüge, wie energisch der Verfasser sich mit diesen Gedanken beschäftigt hat. Wir dürfen die Rede als ein erfreuliches Zeichen des zunehmenden philosophischen Geistes im historischen Lager werten und ernster Beachtung empfehlen. Karl Bornhausen

J. G. Herder: Ideen zur Kulturphilosophie. Ausgewählt und herausgegeben von Otto Braun und Nora Braun. Leipzig, Insel-Verlag 1911. 279 S. 2 Mk.

Jubiläen können ihr Gutes haben: Als man im Jahre 1903 Herders hundertjährigen Todestag feierte, staubte ich einen nach dem andern von den Bänden meines alten, selten geöffneten Herder aus und vertiefte mich in ihren Ideenreichtum. Obige fein ausgestattete Auswahl führt, zugleich mit einer gediegenen, gedrungenen Einleitung,

bequem in ein Gebiet des Vielseitigen ein. Den Inhalt bilden das „Journal meiner Reise im Jahre 1769“, „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“, sowie bezeichnende Abschnitte aus den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. Den Charakter des Buches könnten die treffenden Worte der Einleitung angeben: Herders geistige Anlage bestimmte ihn zum Geschichtsphilosophen in dem Sinne, daß er mit tief verstehendem Geiste der unendlichen Verzweigung der Kulturgeschichte folgte und ihren geistigen Inhalt nachzudichten unternahm.“ Gerhard Heine

Schiller und Nietzsche als Verkünder der tragischen Kultur. Von A. Gaede. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Duncker 1910. 186 S. 3,50 Mk.

Gaede zeigt sehr einleuchtend die wesentliche Uebereinstimmung der Gedanken Schillers und Nietzsches. Es decken sich nämlich ziemlich genau die Gegensätze naiv-sentimentalisch und apollinisch-dionysisch; beide Männer üben die gleiche Kritik an der Kultur, beide weisen jedes jenseitige Entwicklungsziel zurück, beide stellen ein sehr ähnliches Ideal des Menschen auf, und selbst die Erziehung des Menschengeschlechts zu diesem Ideal hin verläuft bei beiden auf wesentlich gleicher Linie. Schillers „Pathetisches als Inokulation des unvermeidlichen Schicksals“ ist dieselbe Gewöhnung an den tragischen Aspekt des Lebens, wie Nietzsches amor fati: Beides steht gegenüber der Wegerklärung des Leidens durch die Religion. Ganz besonders gut finde ich die Darstellung von Schillers Stellung zur Religion und die verständnisvolle Würdigung Nietzsches. Christlieb

Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. Leipzig, Insel-Verlag 1911. 386 S. Gebunden 3 Mk.

Maßgebend für diese reichhaltige und vorzügliche Auswahl war der Gesichtspunkt, ein möglichst umfassendes Bild des Menschen Nietzsche zu geben, und so kann diese Sammlung auch auf das Interesse derer rechnen, die dem Philosophen ferner stehen. Die Sammlung enthält in ihren 156 Briefen auch sieben bisher noch nicht veröffentlichte. Eine neue Auflage wird gewinnen, wenn sie auch einen oder anderen von den für Nietzsche so charakteristischen zartfühlenden Briefe an Frau Luise Ott bringt. Weichelt

Giordano Bruno, Goethe und das Christusproblem. Naturwissenschaft und Bibel. Von K. L. W. van der Bleek. Berlin, Verlag Neues Leben. 192 S. 2 Mk.

Bleek schildert zunächst die Zersetzung der christlichen Glaubenswelt durch Bibelkritik und Naturwissenschaft, gibt dann eine Skizze der Entwicklung Goethes als Denker und Forscher im Zusammenhang mit der Entwicklung seiner Dichtung und zeigt in einer sehr guten Analyse der Gedichte der Sammlung „Gott und Welt“ als den Urgrund der Goetheschen Anschauungen den „Spinozismus“ auf, der aber in Wirklichkeit auf indirektem wie direktem Einfluß Brunos beruht. Dieser Einfluß wird überzeugend aufgewiesen. Das Christusproblem gehört eigentlich nicht auf den Titel, da von ihm nur im ersten Teil ganz kurz die Rede ist, während Goethes Stellung zu Christus nicht behandelt wird. Christlieb

Friederike Brion. Eine neue Darstellung der Geschichte in Sesenheim. Von A. Metz. München, Beck 1911. 237 S. 4 Mk.

Metz gibt in seinem wunderschönen und mit wohltuender Wärme geschriebenen Buch zunächst die Geschichte Friederikens selber in ihrem Verhältnis zu Goethe und Lenz, wozu er in einer eindringenden und einleuchtenden Kritik der Goetheschen Darstellung den Grund legt. Dann erzählt er Friederikens spätere Lebensschicksale und behandelt endlich die Verleumdungen gegen sie, die von Näcke, Kruse, Weill und Froitzheim ausgesprochen wurden. Diese Verleumdungen, besonders ihre geradezu abenteuerlichen Formen bei dem merkwürdigen Froitzheim, widerlegt Metz meines Erachtens völlig und gründlich. Auch Engels realistische Auffassung des Verhältnisses zwischen Friederike und Goethe, die ja keineswegs als Verleumdung gemeint ist, weist er sehr scharf zurück. Christlieb

Charlotte von Stein. Von Wilhelm Bode. Neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Mittler 1912. 682 S. In Leinwand gebunden 7, in Leder 10 Mk.

Bode zeichnet das Lebens- und Charakterbild von Goethes langjähriger Seelenfreundin mit behaglicher Ausführlichkeit, die hier insofern ganz am Platze ist, als zugleich eine Schilderung der gesamten Weimarer Umwelt damit gegeben wird. Es ist ja freilich nicht Jedermanns Sache, ein so dickes Buch durchzulesen, das gegenüber der früheren Auflage sogar noch um eine Anzahl von Briefen vermehrt ist. Wer aber die vielen Schilderungen, Berichte und Briefe kennt, der ist auch im Stande, sich ein eigenes Urteil über diese heute so stark umstrittene Persönlichkeit zu bilden, und das um so eher, als Bode trotz seines eigenen sehr günstigen Urteils über Frau von Stein ganz unparteiisch auch solche Aeußerungen von ihr und über sie anführt, die ihr nicht gerade zum Vorteil gereichen. Christlieb

Charlotte von Kalb. Eine psychologische Studie. Von Ida Boy-Ed. Jena, Eugen Diederichs 1912. 128 S. 2,50, geb. 4 Mk.

Schriftsteller und Schriftstellerinnen sind schon wiederholt auf literarhistorischem Gebiet glücklich tätig gewesen, ich erinnere nur an Adolf Wilbrandts Kleist-Biographie und an die feinsinnigen Betrachtungen über die Romantik von Ricarda Huch. Nun ist auch Ida Boy-Ed unter die „Literaten“ gegangen; über sie kann man nicht ein so günstiges Urteil fällen wie über ihre Vorgänger. Sie will uns eine „psychologische Studie“ geben über jene Frau, die durch ihre Beziehungen zu Schiller eine gewisse Berühmtheit erlangte, die erste weibliche Persönlichkeit, die auf unsern großen Dramatiker einen tiefen und nachhaltigen Eindruck ausgeübt hat.

Das Verhältnis Charlottes zu Schiller steht im Mittelpunkt der Boy-Edschen Studie und natürlich auch im Mittelpunkt unseres Interesses. Was die Verfasserin hier gegeben hat, ist eine Ehrenrettung Charlottens, deren Charakterbild immer noch „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt“ in der Literaturgeschichte schwanke. Und solche „Ehrenrettungen“ sind stets gefährlich, eine der beiden Parteien kommt dabei immer sehr schlecht weg. So geschieht es auch in dem Buche der Boy-Ed.

Wir wissen längst, daß Schiller Charlotte von Kalb leidenschaftlich geliebt hat (man lese nur Kühnemann) und daß ihm die Trennung von ihr sehr schmerzlich gewesen ist. Ida Boy-Ed verzerrt aber das Verhältnis Schiller-Charlotte ins Häßlich-Erotische! Schiller wird hier zum Lüstling herab erniedrigt, der sich nicht halten und zähmen kann und, als seine heißen Wünsche nicht befriedigt werden, die Geliebte verläßt! Charlotte aber ist die edle, reine, zur „Genialität der Liebe vorbestimmte“ Frau, neben der die spätere Gattin Schillers nur mit mittelmäßigen „Eigenschaften des Herzens und des Kopfes“ begabt erscheint. Und doch wagte es Charlotte von Kalb, sich selbst dem neuen Geliebten, Jean Paul, zur Ehe anzubieten!

Gewiß, die Frau war geistvoll, mit vielseitigen Interessen, herzlich und gütig; sie war unglücklich, krank und deshalb bemitleidenswert. Aber sie mit einem Glorienschein umgeben — nein! Und dann diese Hervorhebung des Sexuellen! Es gibt Dinge, über die ein feiner Schleier gebreitet ist, den man nicht aufheben darf, Dinge, die mit einer bestimmten Dezenz behandelt sein wollen — ich glaubte immer, daß gerade eine Frau diese Kunst verstände. Für die psychologische Methode der Frau Boy-Ed müssen wir danken. Hans Brandt

Die Gott suchen. Eine Sammlung religiöser deutscher Dichtungen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Karl Ernst Knodt. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1912. 408 S. Gebunden in Leinwand 4, in Leder 6,50 Mk.

Dieses Werk, „die Frucht voller zehn Jahre fortgesetzten Sammelfleißes“, will „durch möglichst vollständige Einzelproben der deutschen Poesie und durch deren übersichtliche, chronologische Anordnung, gleichsam eine deutsche Literaturgeschichte im Lied, erweisen, daß und wie alle Jahrhunderte deutschen Lebens und in ihnen alle sonst untereinander so verschiedenen Einzeldichter gebetet haben.“ Der Herausgeber hofft damit nicht nur ein „merkwürdiges menschliches Dokument, sondern ein Totalwerk“ vorzulegen, „das nicht als eine Anthologie gewohnter Art gewertet werden dürfte, da es zugleich literar- und kulturhistorischen Charakter trägt.“ Entsprechend diesem Grundgedanken reicht die vorliegende Sammlung, die gegen 450 Dichtungen umfaßt, vom gotischen Vaterunser und Wessobrunner Gebet bis in die unmittelbare Gegenwart. Der größere Teil der Dichtungen ist dem neunzehnten Jahrhundert entnommen, annähernd 250, mehr als zwei Drittel davon entfallen auf die letzten fünfzig bis sechzig Jahre. In der Tat hat der Herausgeber, dem wir die schöne Sammlung „Wir sind die Sehnsucht“ verdanken, aus jenem letzten Zeitraum eine große Zahl von Stimmen gesammelt, die dem Zug zum Unendlichen in irgend einer Gestalt Ausdruck verleihen.

Bei solcher Ausdehnung der Auswahl auch auf Kleine und Kleinste ist aber unvermeidlich, daß der poetische und religiöse Wert der in diesem Buch vereinigten Dichtungen außerordentlich verschieden ist. Und ebenso bringt die Anlage des Werks mit sich, daß jeder Dichter nur mit einem einzigen Erzeugnis vertreten ist, das unmöglich in allen Fällen ihn hinlänglich charakterisiert. Gerade der literar- und kulturgeschichtlichen Betrachtung kommt es nicht auf eine möglichst gleichmäßige und vollständige Materialsammlung an, sondern auf Auslese und historische Gruppierung des Bedeutsamen; eine chronologische Anordnung ist auf unserm Gebiete streng genommen überhaupt nicht durchführbar. Daß z. B. die größte religiöse Dichterin des neunzehnten Jahrhunderts, Annette von Droste-Hülshoff, mit acht Zeilen vertreten ist, während ephemere Dichter seitenlang sich aussprechen, ist ein Mißverhältnis. Oder wenn Agnes Miegel, die insgeheim auch frömmere Töne hat, mit einem Liebesgedicht zum Wort kommt, weil dieses allerdings Gebetsform hat — es schließt mit der Bitte für den Liebsten:

> Kniefällig bitt ich dich bei meiner Seligkeit:
> Gib, daß er stirbt, wenn er ein' Andre freit.

so entsteht erst bei religiöser Wertung dieses Gedichts ein schiefer Eindruck. Uebrigens sind wiederholt Liebesstrophen mißverständlich religiös gedeutet.

Behält aber der die Neuzeit umfassende Teil als Sammlung auch für den, der diese Bedenken teilt, seinen Wert, so kann man ein Gleiches von der Zusammenstellung der älteren Dichtung nicht sagen, da der Herausgeber ihr augenscheinlich fremder gegenübersteht. Schon die falsche Schreibung bekannter Dichternamen fällt auf, noch mehr der Umstand, daß bei manchen Liedern veraltete Irrtümer in Bezug auf die Autorschaft fortgepflanzt werden. So werden Nicolaus Decius, Paul Speratus, Johannes Mathesius und gar Luise Henriette von Brandenburg fälschlich genannt; warum das Lied „Christus der ist mein Leben“ S. 87 f. als vor 1608 entstanden aufgeführt wird und S. 133 f. nochmals vier Strophen dieses Liedes gebracht und einem Dichter vor 1700 zugeschrieben werden, ist nicht zu verstehen. Mißlicher aber noch ist die Unsicherheit in der Textbehandlung, die sich auch bei Perlen der geistlichen Dichtung wahrnehmen läßt. Der Herausgeber hätte durchaus an die Quellen gehen müssen. Er hat

aber Gesangbuchstexte mit ihrer unzuverlässigen Ueberlieferung benützt. Nur so ist es zu erklären, daß z. B. Paul Flemings inniges Lied „In allen meinen Taten" samt den Flickwörtern, durch die es in den Gesangbüchern der Singbarkeit wegen seit Alters entstellt ist, in das Sammelwerk herübergenommen wurde. Auf die mittelalterlichen Stücke, die in Uebersetzung geboten werden, kann ich hier nicht mehr eingehen.

Als ein merkwürdiges menschliches Dokument wird man das Werk auch so anerkennen, aber literar- und kulturgeschichtlichen Charakter trägt das Ganze nicht. Rudolf Günther

Entstehung und Entwicklung der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts in den zwei ersten Jahrhunderten; nebst einer Kritik der Abhandlung Rudolf Sohms: „Wesen und Ursprung des Katholizismus" und Untersuchungen über „Evangelium", „Wort Gottes" und das trinitarische Bekenntnis von Adolf Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs 1910. 263 S. 6,60, gebunden 7,50 Mk.

Das ganze Buch ist eine Auseinandersetzung mit Sohm. Untersuchen die drei letzten Abschnitte Begriffe, mit denen Sohm, soviel ich sehe (z. B. Kirchenrecht S. 23, 29, 31), z. T. als ungeprüften arbeitet, so stellt der erste große Abschnitt des Buches eine durch Sohms Angriffe angeregte Neubearbeitung der bereits in der Realenzyklopädie niedergelegten Gedanken Harnacks über die altkirchliche Organisation unter kräftiger Herausstellung seiner von Sohm abweichenden Positionen dar, während der zweite Hauptabschnitt eine durchgreifende Kritik der Sohmschen Abhandlung „Wesen und Ursprung des Katholizismus" (Königlich Sächsische Akademie der Wissenschaften 1909) und damit der Aufstellungen Sohms überhaupt gibt. Aus dem letzteren Grunde erscheint dieser Abschnitt als der im Zusammenhang des Buches bedeutendste, weshalb wir auch nur auf ihn etwas näher eingehen wollen.

Sohms Theorie, so meint Harnack, vom Widerspruch zwischen dem Wesen des Kirchenrechts und dem Wesen der Kirche (und von der Entstehung und dem Wesen des Katholizismus) ist als exklusive (erstens) in sich unhaltbar und scheitert (zweitens) an den geschichtlichen Tatsachen. Was zunächst das Erste angeht, so ist (1.) Religion und Recht durchaus nicht so inkompatibel, wie es die Theorie voraussetzt. Das jeweilige Recht mag zu der christlichen Religion noch so sehr in Widerspruch stehen, daraus aber kann schlechterdings nicht gefolgert werden, daß die Idee des Rechts dieser Religion, die doch jedenfalls Güter kennt, für die Gott selbst nach christlicher Auffassung mit seinem Rechtsschutz eintritt (δικαιώματα θεοῦ), widerspricht. Aber (2.) ist auch Sohms Vorstellung von der Kirche nicht die richtige. Die Kirche ist nicht nur eine bloße Idee, an die jeder einzelne Christ in seiner Vereinzelung glaubt. Die Definition der Kirche (des Glaubens) muß lauten: Sie ist zwar eine rein religiöse Größe, Volk Gottes, Leib Christi; sie hat ihr Bürgerrecht im Himmel und ihre Heimat dort, wo ihr Haupt ist; aber in dieser Kirche setzt sich auf Erden in der Menschheit der erlösende Wille Gottes durch; sie tritt daher auf Erden in die Erscheinung in Form einer Gemeinschaft d. h. eines gemeinschaftlichen Lebens; diese Form, so unvollkommen sie ist, ist ihr wesentlich. (3.) Sohm irrt auch in der Anschauung des Kirchenrechts. Zwar, insofern ist das Kirchenrecht eine Absurdität, als es sich für absolut erklärt und auch Geistliches durch Zwang sichern will. Aber wenn es seine Ansprüche selber nur als relative ansieht und sich nur auf solche Objekte und Gebiete bezieht, die nicht das innere Wesen der Kirche betreffen und des Wandels fähig sind, ist ein Kirchenrecht möglich; ein gutes positives Recht wird das „richtige" Recht fördern und ein schlechtes vermag es nicht vollkommen zu zerstören, so schädlich es ihm ist; aber nur das behauptet das protestantische Kirchenrecht von sich selbst. Dieses Recht ist (4.) nicht, wie Sohm meint, mit dem Wesen der Kirche unverträglich — im Gegenteil. Wenn nämlich, was Sohm selber anerkennt, das Gemeindeleben einer sichtbaren Menschengemeinschaft ohne irgend welche Form nicht sein kann, wenn außerdem die gemeingültige Ordnung, die sie bedarf, sich grundsätzlich auch ohne die innere Zustimmung des Betroffenen als „Recht" durchsetzen kann, wenn schließlich nachgewiesen ist, daß der religiöse Begriff der Kirche ein eigentümliches Gemeindeleben einer sichtbaren Menschengemeinschaft fordert, so fordert dieser religiöse Begriff zugleich das Recht, ohne Rücksicht auf den komplizierten Zustand, der sich damit für die Kirchen ergibt. — Sohm glaubt (zweitens) die wesentlichste Stütze seiner Theorie in der Geschichte des Urchristentums zu finden, das tatsächlich unter dem Banne der „religiösen" Auffassung der Kirche keine rechtliche Organisation gekannt habe. Dagegen ist zu bemerken: (1.) Schon vorausgesetzt, daß die Sohmschen Prämissen — Jesus Christus und die Urkirche kennen die Kirche nur als einen religiösen Begriff, als das Volk Gottes, den Leib Christi, als einen durch Geist und Glauben zusammengehaltenen, schlechthin unsichtbaren Körper, der jeden Gedanken an einen Rechtsverband ausschließt und sich nur durch Liebesdienst auslösende Charismen organisiert — schon vorausgesetzt, daß diese Prämissen richtig sind und es infolgedessen kein Gemeindekirchenrecht, kein „irdisches" Kirchenrecht, keine Lokalbeamten geben kann, so war die erscheinende Kirche, die (auch nach Sohm) stets eine Organisation besessen haben muß, doch dadurch als reale Lokalorganisation nicht aufgehoben, daß die alten Christen sie sich umdeuteten, indem sie Wesen und Erscheinung identifizierten; sie war vielmehr da und in das Göttliche erhoben; und damit war auch bereits im Urchristentum da, was nach Sohm nicht da sein soll, das göttliche Kirchenrecht. Aber wie steht es (2.) mit diesen Prämissen? Zwar kannte die älteste Christenheit wirklich nur den „religiösen" Begriff der Kirche; aber nicht den religiösen Luthers, den ihr Sohm unterschiebt. Sohm übersieht vollständig, daß „religiös" im Sinne des Urchristentums auch Gottes Herrschaft, Theokratie ist. Die urchriistltche Kirche will Fortsetzung des Volkes Israel sein. Daher war in ihr die Theokratie teils latent vorhanden, teils auch in die Zukunft geworfen. Die Theokratie umschließt aber stets den Gedanken des Rechts und der Herrschaft Gottes; also war göttliches Kirchenrecht stets vorhanden. Und das trotz des Charismas; denn dieses bedeutet zugleich eine rechtliche Kompetenz. — (3.) Auch darin hat Sohm nicht ganz das Richtige getroffen, wenn er aus dem „rein religiösen" Begriff der Kirche folgert, daß die Urzeit den Begriff der rechtlichen Gemeinde nicht gekannt habe. Zwar ist zuzugeben, daß die Organisation der Gemeinde immer als Organisation der Erscheinung der Gesamtkirche aufgefaßt und behandelt worden ist. Allein, es ist Sohm nicht gelungen zu zeigen, daß man so theoretisch und starr den kirchlichen Einheitsgedanken gedacht und geltend gemacht hat, wie er es tut, und daß nicht neben ihm auch ein Aufstieg vom Teil zum Ganzen stattgefunden hat und anerkannt worden ist. Denn daß sich die Kirche von Anfang an in einer doppelten Weise aufgebaut hat, ist eine Tatsache, die kein Machtspruch zu ändern vermag. — Aus Alledem ergibt sich also, daß Sohm mit Unrecht die urchristliche Geschichte als Beweis für seine Theorie heranzieht. Es gab hier Recht, mindestens starke Rechtsansätze, ja es gab schon ein göttliches Kirchenrecht, das doch Sohm erst im Katholizismus, der nach seiner Anschauung zum ersten Male sich deutlich im ersten Clemensbrief zeigt, erkennen will. Der Katholizismus, wie ihn Sohm fassen will — die Gleichsetzung der empirischen Kirche als Rechtsträger mit der Kirche Christi und die daraus entspringende Forderung, das Leben der Christenheit mit Gott durch das katholische (als göttlich beurteilte) Kirchenrecht zu regeln —, ist nicht durch einen Bruch entstanden, sondern war, wenn auch zum Teil vielleicht latent, vom Anfang an da. Aber es fragt sich (drittens) ob Sohm überhaupt das Wesen des Katholizismus richtig bestimmt, und ob nicht seine Theorie von dessen Entstehung auch aus anderen Gründen abzulehnen ist. Da führt denn Harnack in kurzen meisterhaften Zügen aus, wie die Sohmsche Wesensbestimmung äußerst einseitig sei. Nicht das, was Sohm meint, allein macht das Wesen des Katholizismus aus. Vollständig muß die Definition so heißen: Die Umschmelzung des christlichen Glaubens zu einer geoffenbarten, aus geschichtlichen und ideellen Elementen bestehenden philosophisch-hellenischen Lehre, die als apostolisch prädiziert und durch heilige Weihen, durch die Autorität und durch den Gedanken überliefert wird, sowie die Gleichsetzung der empirischen, von dem „apostolischen" Episkopate geleiteten Kirche als Rechtsträger mit der Kirche Christi bezeichnen das Wesen des Katholizismus. Das aber macht doch noch ganz andere Entwicklungen notwendig und hat noch ganz andere Voraussetzungen, als Sohm sie sucht.

Das ganze Harnacksche Buch erscheint mir wertvoll aus dreierlei Gründen: 1. wegen der eben skizzierten Auseinandersetzung mit Sohm, 2. wegen der innerhalb dieser Auseinandersetzung vorgenommenen Anwendung der Stammlerschen Gedanken vom „richtigen Recht" auch auf das Kirchenrecht; 3. wegen der zum Zweck der Auseinandersetzung neubearbeiteten Verfassungsgeschichte der ersten zwei christlichen Jahrhunderte. Otto Herpel

Staatslexikon. Dritte neubearbeitete und vierte Auflage. Herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem in Köln und Dr. Hermann Sacher in Freiburg i. Br. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung 1908—12. Fünf Bände. 8000 S. Gebunden 90 Mk., Teilzahlungen auf Wunsch von 3 Mk. an.

Dieses Lexikon ist gelegentlich der Gegenstand scharfer protestantischer und nationaler Kritik gewesen. Geht man von der Tatsache aus, daß es ein Werk katholischer Gelehrter und Politiker ist, so entfällt jeder Grund dazu. Im Gegenteil, das gerade wollen wir wissen, wie unsre deutschen Katholiken über den Staat und unser öffentliches Leben denken. Da ist es nun heute von ganz aktuellem Interesse, daß wir hier das Grundbuch der sogenannten Kölner Richtung vor uns haben. Sie ist die das Zentrum zur Zeit noch beherrschende. Und durch den letzten Band ist ihr Votum über die Dinge durchgeführt bis auf die jüngste Zeit. Nachträge behandeln ausführlich die neusten Ereignisse bis Januar im Reich, in Griechenland, Italien, Portugal, Marokko, Persien, China usw., das Begräbniswesen (Verbrennung), die Freirechtslehre, das Motuproprio Quantavis diligentia (Entziehung des Klerus aus der weltlichen Gerichtsbarkeit), das Dekret Maxima cura (Enthebung der Pfarrer vom Amt), Privatbeamtenversicherung, die Reichsversicherungsordnung. Man wird über die Sachen zumeist ausgezeichnet unterrichtet und daneben zugleich über katholisches Empfinden und katholisches Urteil. Das ist für unsereinen von großem Wert. Uebrigens kommen wir in anderm Zusammenhange auf das Lexikon zurück. R

Kleine Mitteilungen. Oben Sp. 358 Mitte ist Menschen für Maschinen zu lesen, 359 Z 1 vernehmlich. In voriger Nr. Sp. 335 oben Sannaga für Sanga. Bis zum Sanga ist unsre Mission leider noch nicht. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 16. April 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Dogmensprache und Sprache des religiösen Gefühls. Pfarrer A. Boehm.

Görlitz. Mittwoch 17. April 8 Uhr Gewerbehaus: Was in der modernen Kultur spricht scheinbar gegen das Christentum? Pfarrer Alfred Fischer-Berlin.

Wernigerode. Sonnabend 20. April 8 Uhr Hotel Monopol: Frauenleben und Frauenaufgaben in der Gegenwart. Oberlehrerin Marie Martin-Friedenau.

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

Montag den 22. und Dienstag den 23. April in Heidelberg.
Im Gasthof zum „Schiff“.

Tagesordnung:

Montag den 22. April nachm. 4 Uhr: **Aus der Arbeit eines modernen Predigers.** Hauptprediger D. Geyer-Nürnberg.

Dienstag den 23. April vorm. 9 Uhr: **Das Problem der Entstehung des Christentums.** Geh. Kirchenrat D. J. Weiß-Heidelberg.

Als einfache Gasthäuser werden empfohlen: Holländer Hof (Christliches Hospiz), Reichspost, Darmstädter Hof. Es ist ratsam vorher zu bestellen.

Versammlungskalender

12.—13.	April	Verein für religiöse Erziehung Bonn
12.—14.	„	Keplerbund Düsseldorf
15.—17.	„	Kirchlich-soziale Konferenz Dessau
16.—17.	„	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit Erfurt
17.	„	Sächsische Kirchliche Konferenz Chemnitz
18.—20.	„	Deutscher Volkshochschultag Frankfurt a. M.
22.—23.	„	Freunde der Christlichen Welt Heidelberg
23.—24.	„	Thüringer Kirchentag Eisenach
1.	Mai	Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt Halle
5.— 7.	„	Bund deutscher Jugendvereine Jena
6.— 9.	„	Instruktionskursus des Deutschen Sittlichkeitsvereins Berlin
28.—30.	„	Evangelisch-sozialer Kongreß Essen
24.—27.	Juni	Allgemeiner Fürsorge-Erziehungstag Dresden
24.—27.	Juli	Europäische Jugendbundkonferenz Christiania
22.—27.	August	Internationaler Kongreß für moralische Erziehung Haag
9.—13.	September	Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Leiden
23.—25.	„	Gustav-Adolf-Verein Posen
1.— 3.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
3.— 6.	„	Evangelischer Bund Saarbrücken
7.—11.	„	Ferienkursus der Freunde der Christlichen Welt in Schleswig-Holstein Malente-Gremsmühlen
10.—12.	„	Deutscher Jugendgerichtstag Frankfurt a. M.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 13. Schleswig-Holstein 1910 und 1911 — Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften 1910/11 (Schluß) — Aus Dänemark — Die hessische Landeskirche im Jahr 1911 (Schluß) — Die neuen Anträge des Zentrums — Verschiedenes: Innere Mission und moderne Theologie; Parsifal-Kirche; Organisierte Alkohol-Abstinenz; Emanzipation der Juden; Gemeinschaft und AEPMV; Rekrutenexerzitien

Sächsische Kirchliche Konferenz

Frühjahrstagung Mittwoch, den 17. April vormittags 11 Uhr im Saale der Freimaurerloge in Chemnitz. Herr Geh. Kirchenrat Professor D. Wendt aus Jena über **„Recht und Schranken des Individualismus im Christentum“.** Herr Pfarrer Löber aus Fremdiswalde über **„Apostolikum bei Taufe und Konfirmation“.** Zu zahlreicher Beteiligung ladet ein

Pirna, a. E., im März 1911

Der Vorstand
Superintendent Kröber

Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt

Mittwoch, den 1. Mai 1912, vormittags 11 Uhr in Halle a. S., Ev. Vereinshaus (Hotel Kronprinz), Kl. Klausstr.

Pfarrer D. Dr. **Mehlhorn** aus Leipzig: „Die Lehre von der Sünde im religiösen, besonders im Konfirmanden-Unterrichte“.

Professor D. **Titius** aus Göttingen: „Die moderne Sexualethik“.

Satzungen

1. Die Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt will unter Ausschluß der Kirchenpolitik ihre Mitglieder und Teilnehmer theologisch fördern. Sie hält jährlich ein bis zwei Versammlungen ab, auf denen Vorträge einheimischer und auswärtiger Redner gehalten und besprochen werden.

2. Die Geschäfte führt ein Ausschuß, der in der ersten Versammlung jedes Jahres von den Mitgliedern gewählt wird und das Recht der Zuwahl hat.

3. Für Mitglieder beträgt der Mindestbeitrag 2 Mk. jährlich. Sie haben freien Zutritt zu den Versammlungen und erhalten die Vorträge zugesandt, soweit diese auf Beschluß des Ausschusses gedruckt werden.

4. Teilnehmer an einer Versammlung der Konferenz entrichten 1 Mk.; für Studenten ist der Zutritt unentgeltlich. Teilnehmer, die 2 Mk. entrichten, erhalten in bezug auf den Zutritt zu den Versammlungen des betr. Jahres und den Empfang der dabei gehaltenen Vorträge die Rechte der Mitglieder. Die Kasse führt Pastor Schinke, Halle a. S., Freiimfelder Straße 118.

Keplerbund

12.—14. April in Düsseldorf

Freitag den 12. abends 8 1/2 Uhr öffentlicher Vortrag: „Der wahre Monismus der Natur“. Prof. Dennert aus Godesberg.

Sonnabend den 13. Mitgliederversammlung. Abends 8 1/2 Uhr wissenschaftliche Sitzung: „Der jetzige Stand der Lehre von den Nebelflecken und ihre Bedeutung für die Kosmognie“. Professor der Astronomie Plaßmann aus Münster.

Sonntag den 14. wissenschaftliche Sitzung: „Die Fugazität, eine allgemeine Eigenschaft der Stoffe“. Professor der Chemie Rimbach aus Bonn. „Neue Untersuchungen des Neandertaler Fundes“. Dr. Braß aus Godesberg. — Nachmittag 3 Uhr Ausflug ins Neandertal.

Sämtliche Sitzungen und Vorträge in der Städtischen Tonhalle.

Gesucht wird zum 15. April ein **Kandidat phil. oder theol.** als **Hauslehrer** für Untersekundaner eines Reform-Realgymnasiums. Bewerber mit nur guten Zeugnissen und Referenzen mögen sich melden unter Abgabe beglaubigter Zeugnisse, Photographie und Lebenslaufes unter **N. L.** bei der Geschäftsstelle dieses Blattes.

Gesucht per August ein **Fräulein mittleren Alters** mit höherer Schulbildung als **Privatsekretärin** und **Vorleserin** zu einem verheirateten Herrn nach Wiesbaden. Stenographie und Maschinenschreiben erforderlich, eventl. noch zu erlernen. Kost und Wohnung im Hause. Familienanschluß. Gefl. Offerten unter **„Sekretärin“** an den Verlag des Blattes zu richten.

Florenz Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Venedig Christ. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Gesucht
für eine deutsche evangelische Familie, die nach Ungarn verzieht, ein **Kandidat der Theologie**, der die Kinder in allen Fächern unterrichten und einen Knaben bis zum Einjährigen fördern kann. Eintritt Herbst. Offerten mit **Gehalts-Ansprüchen** an Pfarrer **Laue in Düren**, Rheinland (sic!)

Der Dom
Segen und Lieder
Auswahl von **Martin Lang**
Fester Pappband Mk. 2.—, Leder Mk. 3.50
„Da hat man nun endlich einmal alles zusammen, was von gotterfüllten Geistern gelungen worden ist, hoch über dem einzelnen Glaubensbekenntnis. . . .“
Die schönste Sammlung geistlicher Lieder von den alten Segen und den geistlichen Volksliedern bis zu Novalis.
Martin Mörikes Verlag München

Soeben erschien in neuer Auflage:
LITERARISCHER RATGEBER
Herausgegeben vom **Dürerbunde.** Preis Mk. 3.—
Der Literarische Ratgeber unterrichtet jeden gebildeten Bücherkäufer über die wichtigste und beste Literatur, die es über ein bestimmtes Gebiet gibt. Reichhaltigkeit, Gediegenheit und Unparteilichkeit machen ihn zu einem unentbehrlichen literarischen Hilfsmittel für den Privatgebrauch und ganz besonders auch bei der Zusammenstellung öffentlicher Bibliotheken.
VERLAG GEORG D. W. CALLWEY, MÜNCHEN

Landerziehungsheim für Mädchen
Breitbrunn am Ammersee. Oberbayern
Aufnahme finden Mädchen von 9—16 Jahren. Prospekt über Eintrittsbedingungen, Erziehungsgrundsätze und Unterrichtsziele durch die Vorstandschaft.

Drucksachen für Familien- und amtliche Zwecke sowie Werkdruck jeder Art liefert in tadelloser Ausführung zu mässigen Preisen
Buchdruckerei Heinr. Bauer in Marburg a. L.

Nordseebad Büsum in Holstein
(Bahnstation)
Seefahrten, Seehunds- und Entenjagden, Watten aufen.
Prospekte gratis durch Badekommission.
Grüner Strand
Damen-Herren und Familienbad

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein literarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. Berlin-Schöneberg